

9226.

XVI, 86.

Baltische Monatschrift.

Behten Bandes viertes Heft.

October 1864.

Riga,

Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

1864.

Literarische Novitäten

unter Beobachtung der gesetzlichen Censur-Vorschriften zu beziehen durch

U. Kymmel in Riga.

- Barth, G., Reise durch das Innere der Europäischen Türkei im Herbst 1862. Mit Abbildungen und Karten 1 R. 88 K.
- van der Brugghen, Etudes sur le système pénitentiaire Irlandais. Revu et accomp. d'un appendice p. Holtzendorff 2 R. 80 K.
- Burow, A., Ueber die Reihenfolge der Brillen-Brennweiten. Eine Gratulationschrift an Carl Ernst von Baer 26 R.
- Cornelius, Carl, Die Zug- und Wander-Thiere aller Thierklassen. In populär-wissenschaftlichen Darstellungen 1 R. 57 K.
- Courval, de, Das Aufsäen der Waldbäume oder neue Methode der Behandlung der hochstämmigen Hölzer 1 R. 40 K.
- Elßner, J. G., Erlebnisse u. Erfahrungen eines alten Landwirths. I. Bd. 2 R. 80 K.
- Feydeau, Ein erstes Auftreten in der großen Oper. Pariser Sittenroman 1 R.
- — Die Längerin und ihr Geliebter. Fortsetzung zu Obigem 1 R.
- Florens, Anleitung zur genaueren Kenntniß der schädlichen Garten-Insecten, so wie der bewährtesten Mittel zu deren Vertilgung 50 K.
- Fraas, D., Vor der Sündfluth. Eine Geschichte der Urwelt, mit vielen Abbildungen ausgestorbener Thiergeschlechter und urweltlicher Landschaftsbilder. 1. Bfg. 42 K.
- Le Hardy de Beaulieu, Causeries agricoles 1 R. 40 K.
- Histoire populaire contemporaine de la France. Tome I. gr. 4°, illustré de 303 vignettes 2 R. 40 K.
- Holtzendorff, F. v., Die Reform der Staatsanwaltschaft 38 K.
- Houssaye, A., Mademoiselle Cléopatre. Histoire Parisienne 2 R. 40 K.
- Janke, G., Die Wollproduction unserer Erde oder die Zukunft der deutschen Schafzucht 2 1/2 R.
- Krohn, Die Vertilgung des Raikäfers und seiner Larve 50 K.
- Paisné, Handbuch der Geniewaffe. Bearbeitet von Köröbling. Mit 857 eingedrucktten Holzstichen 6 R. 20 K.
- Lancrot, Les fausses passions. rel. 1 R. 40 K.
- Lemcke, C., Populäre Aesthetik. 1. 2. Lieferung 2 R.
- Leo, G., Rominalistische Gedankenpäne, Reden und Aufsätze 90 K.
- Lewald, F., Deutsche Lebensbilder. Erzählungen 95 K.
- Mengel & Lengerke's verbesserter landwirthschaftlicher, Sälsa- und Schreib-Kalender auf das Jahr 1865. 2 Thele. Eleg. gebunden 1 R. 5 K.
- Naturstudien des Landwirths 1 R. 20 K.
- Neumann, Die moderne Anlage des Gartens am Hause und der städtischen Villa. 1stes Heft. Mit colorirten Plänen 1 R. 25 K.
- Plautus, Die Lustspiele des Plautus. Deutsch in den Vermaßen der Urschrift von J. J. G. Donner. I. Bd. 2 R. 40 K.
- Polko, Elise, Die Bettler-Oper. Roman. 3 Bde. 5 R.
- Rang- und Quartier-Liste der Königl. Preussischen Armee und Marine für das Jahr 1864 2 R. 10 K.
- Reichenau, Rud., Aus unsern vier Bänden. 1. Abtheilung: Bilder aus dem Kinderleben. 10. Auf. Mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pleisch, in Holzschnitt ausgeführt von G. Brückner. Eleg. gebunden 4 R. 70 K.
- Röder, Karl D. A., Besserungsstrafe u. Besserungsstrafanstalten als Rechtsforderung 1 R. 15 K.



Italien.

Ansichten und Streiflichter von Victor Sehn.

I. Contrast.

Wenn der Nordeuropäer, der Barbar im antiken Sinne des Wortes, einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt — der Kreis der Uferländer des mittelländischen Meeres, zu denen nicht bloß die Campagna von Rom und die Insel des Aetna, nicht bloß die Vorgebirge Griechenlands und die aus dem blauen Meer in Nähe und Ferne auftauchenden Cykladen, sondern auch das dürre felsige Palästina, die Sinaihalbinsel und die arabischen und libyschen Wüsten gehören. Wer sich das ganze Gefühl, die Ueberraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen den beiden genannten Städten — la riviera di ponente, die jetzt halb französisch ist. Welch ein Contrast! In der Schweiz — da herrschen Wasser und Wiese, die Thäler sind mit hellem, saftigem Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig brausen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen. In der Schweiz trifft der Wanderer überall liebliche, umschlossene Landschafts-scenen, voll idyllischen Friedens, und ruft

wohl aus: diesen Fleck Erde möcht' ich zur Heimath erwählen, hier meine Hütte bauen, hier meine Tage beschließen! Er bedenkt nicht, daß alles Jüdische sich schnell erschöpft und geistlos wird, daß in diesen hohen Gegenden bald der Winter kommt, der das Thal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eispadeln verwandelt. Dann, in den dunkeln, kalten Monaten lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten geistlichen Sprüchen verzierten, braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast, nicht mit sich fortführe. Die Schweiz ist das Land sauberer, ordentlicher, wohl berechneter Hauswirthschaft, die Heimath knochiger, realistisch denkender Menschen, die schon frühe den romantischen Adel und mit ihm manchen idealen Zug und alle Phantasiegebilde unter sich ausgerottet und sich bürgerlich-republikanisch, nach Gemeinden und Cantonen, eingerichtet haben. Hart und gewaltfam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgethürmt, hoch oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren obern Kanten lausen die rauhen Falden, lange Streifen grauen Steingerölles, ins Thal; Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementaren Kämpfe und Naturrevolutionen! — Von diesem weißen und grünen Winterlande steht man sich Tags drauf, dort wo sich der Abhang der Seealpen zum mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist, versteht und fühlt jenseits der See die Gegenwart der lebenden, farbenglühenden Wüste. Hier herrscht das Himmelsgestirn schon gewaltig, nach dem sich Göthe sehnte und dem zu Ehren er jenen Bettelknaben mit in seinen Wagen nahm. Hier ist das wandelbare Wetter, dessen Launen wir Nordländer fürchten, schon in das Gesetz der Jahreszeiten gefaßt: der Sommer ist heiß und trocken, mit dem ersten Gewitter im Herbst beginnen erquickende Regenschauer; nicht in den Sommer, wie bei uns, sondern in den Herbst und Frühling, ja in den Winter fällt das Leben der Vegetation; breite Flußbetten, dicht voll Kies- und Kalkgeröll, ohne einen Tropfen Wasser, ziehen quer aus den Bergen dem Meere zu; den Weg säumen riesige Agaven mit halbabgebrochenen blauen Blättern

und baumartigen Blüthenspindeln; Stachelkraut aller Art, vom Staube unkenntlich, hängt an der Mauer und bricht aus den Ritzen heißer Felswände. Führt die weiße, blendende Chaussée im Auf- und Absteigen auf einen höhern Punkt, dann zeichnet sich tief unten im Lichtglanz eine gezackte Landzunge, eine schwimmende runde Insel, ein vorspringendes Vorgebirge; es kommt ein kaum merklicher Erquickungshauch vom Meere aufwärts und Gruppen von *pinus maritima*, ganz leise rauschend, spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch. Den Charakter des Sommers, des Naturlebens als einer unempfundenen, milden, harmonischen Nothwendigkeit, trägt auch Sitte, Körperbildung und Wohnung der Menschen. Die Bevölkerung führt ein Gärtnerleben, pflanzt, gräbt und schneitelt, mauert Terrassen an felsigen Abhängen hin und bewegt in der Abenddämmerung den Brunnenschwengel auf und ab, um die Kanäle zwischen den Beeten und um die Stämme der Fruchtbäume herum mit Wasser zu füllen. Wie Vogelnester drängen sich die runden Ortschaften zusammen, bald unten in der Marina im Grunde halbkreisförmiger Golse, bald hoch oben auf den Gipfeln der Vorberge; drinnen die Häuser mit zerbröckelnden Steintreppen, offenen Fensterhöhlen, feuchten Mauern und dunkeln Räumen; auf den Gassen aber, an den Hecken, längs den Bergen geht das Menschenleben vor sich, jedem Blick offen, in mannichfachen Verrichtungen, in wechselnden Scenen, bald naïv rührend, bald lächerlich, wohl auch anstößig durch Natürlichkeit; Männer in spizen Hüten, ernst und braun, mitunter launig und ausgelassen, immer aber maßvoll; reizende halb oder ganz nackte Buben, mit verwildertem Haar, ähnlich den Engelnaben auf Rafaels Madonna von Foligno; Frauen schreitend mit dem Korbe auf dem Haupte, voll Würde und Haltung, mit Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht. Es sind Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, eben so fleißig als sorglos. Von ihrer Hand sind alle die Delgärten gepflanzt und unterhalten, die diese ganze Küste wie ein endloses, graues, schwellendes Meer bedecken, und der Delbaum fordert viel Arbeit — Auslockerung des Bodens, Reinigung, Beschneidung, Vorsicht bei Lese der Früchte u. s. w. Aber nicht bloß Gärtner sind die Bewohner dieser in lauter Buchten und Vorgebirgen fortlaufenden Küste, sondern auch Fischer und Schiffer; sie flicken und trocknen ihre Netze, sie zimmern an den Balken halbfertiger Böte auf dem kiestigen Ufersande. Von hier aus gingen im Mittelalter neue Argonautenfahrten an den Bosphorus und in den Pontus Euxinus; in einem dieser Borgo's ward Columbus geboren; dieselbe prophetische Unschuld des Glaubens, die den

Entdecker der neuen Welt beseelte, hat in unsern Tagen auch seinen Landsmann Garibaldi getrieben, mit zwei Schiffen und einem Häuflein Freiwilliger ein Königreich zu erobern und einen auf Pflege der Militärarmacht gegründeten Thron zu stürzen. Sie sind listige Rechner und Händler, diese Abkömmlinge der alten Ligurier, aber auch ahnungsvoll und schwärmerisch. Daß ihre Riviera so volkreich ist, daß an ihr die Ortschaften so ununterbrochen sich folgen, während allen übrigen Strandgegenden des Mittelmeeres die Furcht vor den Seeräubern die öde, verlassene Physiognomie gab, das hat die Stadt bewirkt, die im Mittelalter sich zu ihrem Haupt emporschwang und sie mit ihren mächtigen Flotten deckte — Genova la superba, der Edelstein an diesem weiten, kostbaren, von Spezzia bis Nizza gebogenen Küstenreif.

II. Niederlande.

Bereisen wir uns von der braunen, Aloe und Palmen tragenden ligurischen Felsenküste in den entgegengesetzten östlichen Winkel Italiens, in das Mündungsgebiet der Alpenströme, da empfängt uns tiefes Gelände, feuchter Dunst, ein Labyrinth von Kanälen und Flußarmen, ein unbeschränkter Horizont, die Region der Fieber, Moskitos und Frösche. Land und Meer mengen sich; Lagunen, Sandbänke, Rachen, Sümpfe, undurchdringliche Rohrdickichte, eingedämmte Wiesen, überschwemmte Reisfelder dehnen sich meilenweit. Der Boden, erst im Laufe der Jahrhunderte entstanden, anwachsend fast vor unsern Augen, ist von Menschenhand in allen Richtungen durchschnitten und umgestaltet, seine Wasser getheilt, zur Seite gebeugt, in neue Bahnen gedrängt, seine auftauchenden Höhenpunkte alsbald von der Kultur besetzt und durch ausgeworfene Wälle verwahrt. Dies sind die Niederlande Italiens, hier ist die Heimath der Wasserbaukunst, klassischer Boden für Arbeit mit Grabspitze und Richtwaage seit uralter Zeit, ja vor aller deutlichen Geschichte.

Wenn in den Herbstmonaten beim Herannahen des Winters „unendlicher Regen herabstürzt,“ wenn bei Beginn des Sommers, im Mai und Juni, der Schnee in den Alpen schmilzt, dann schwellen in der weiten Lombardei die Flüsse und drohen der kultivirten Ebene, durch die sie ziehen, den Menschen und ihren Werken, Tod und Zerstörung. Der Po steigt mit jeder Viertelstunde und in demselben Maße die Angst der umwohnenden Bevölkerung. Der düstere Scirocco läßt nicht nach und durchsaust mit wüthenden Schauern die schwarze Nacht. Die einzige Hoffnung

ist, daß die den Strom einschaffenden Dämme halten werden. Diese Dämme, eines der ungeheuersten Menschenwerke, beginnen schon bei Cremona und begleiten den Strom, hin und wieder von dem natürlichen Uferrande unterflüßt, bis an seine Mündung. Sie allein machen einen großen Theil der Lombardei und Venetiens bewohnbar. Sie bestanden, so weit unser Blick ins Alterthum zurückreicht, wenn auch nicht in der jetzigen Höhe und Vollkommenheit. Polybius, der älteste Zeuge, der aus eigener Anschauung über die Po-Ebene berichtet — er lebte im zweiten Jahrhundert vor Chr. — schildert in seinem zweiten Buch das Land als so reich und gesegnet, daß wir wohl annehmen müssen, es sei schon damals vor der Verheerung der Wasser durch künstliche Deiche geschützt gewesen. Gegen die Zeit von Christi Geburt blickt die Gewalt des Stromes und die vor ihm gehütete üppige Bodenkultur deutlich aus den Versen des Vergil, Georg. 4, 372:

Eridanus: quo non alius per pinguia culta
In mare purpureum violentior effluit amnis.

Auch eine Hochfluth und ihre Verwüstungen hatte derselbe in jener Gegend geborene Dichter gesehen, Georg. 1, 481:

Proluit insano contorquens vertice silvas
Fluviorum rex Eridanus, camposque per omnis
Cum stabulis armenta tulit.

Ganz mit den heutigen Farben endlich schildert Lucanus (unter Nero) einen Durchbruch des Po durch seine Dämme, 6, 272:

Sic pleno Padus ore tumens super aggere tutas
Excurrit ripas et totos concutit agros.
Succubuit si qua tellus cumulumque furentem
Undarum non passa ruit, tum flumine toto
Transit et ignotos aperit sibi gurgite campos.
Illos terra fugit dominos, his rura colonis
Accedunt, donante Pado.

Ganz so richtet sich noch jetzt der Andrang des Hochwassers (cumulus furens undarum), verhängnißvoll arbeitend, trichterförmig wühlend, gegen den Fuß der Dämme: die Alarmkanone erdröhnt, die Glocken läuten, reitende Wächter fliegen hin und her, die ganze männliche Bevölkerung im Umkreis der bedrohten Stelle ist auf den Beinen, Faszinen und Säcke mit Sand werden unablässig in die unterminirte Tiefe versenkt und mit Steinen und allem, was zur Hand ist, beschwert. Entweder rettet dann, wenn Sturm und Regen bei Zeiten nachlassen, die Menschenhand die

gärtenähnlich angebauten, mit Dörfern und Wohnstätten übersäten Flüssen — oder der Strom ist übermächtig, er sprengt die Fessel, die ihn bändigt, reißt den geöffneten Spalt augenanscheinlich weiter und weiter und bedeckt verheerend viele Quadratmeilen mit seinen trüben wirbelnden Wogen, Bäume und Leichen umherspülend. In Anbetracht solcher drohenden Noth bewacht ein eigenes Polizeipersonal den „König der Ströme“ unausgesetzt, nach den Bestimmungen einer strengen Deichordnung. Was vom Regen abgespült worden, wird sorgfältig wieder aufgetragen; kein Baum darf an den Wällen angepflanzt werden, kein Thier dort weiden; jedem Riß, ja dem Maulwurf und seinen Gängen wird mißtrauisch nachgespürt. Daß der Strom über seine Dämme trete, ist jetzt nicht mehr möglich: die Höhe derselben übertrifft überall den höchsten jemals beobachteten Wasserstand. Da der Po im obern Laufe das von den Bergen mitgebrachte Gesteine, im mittlern und untern wenigstens Sand und Schlamm fortwährend abseht, so liegt das Flußbett höher als das umgebende Land — bei Ferrara so hoch als die Dächer der Stadt — und der Strom ist wie eine ungeheure mit Wasser gefüllte Rinne quer über die Ebene gelegt. Und wie der Po, so auch seine Nebenflüsse, und wie diese so auch die Etsch und all die kleinern wilden Wasser, die von den Tyroler Alpen und durch Triaul den venetianischen Lagunen und dem adriatischen Meere zufließen. Auch sie sind mit Deichen eingefaßt und werden von den Umwohnern ängstlich bewacht. Der Bau und die Unterhaltung der Dämme vermehrt dort die Lasten, die den Ackerbauer drücken und die er nur durch unermüdlischen Fleiß zu tragen im Stande ist. Freilich gewährt die durchgängige Erhöhung der Flußbetten auch wieder den Vortheil, Kanäle ohne Schwierigkeit und in jeder Richtung von ihnen abzuleiten.

Je weiter nach Venedig zu, in die eigentlichen Niederlande, desto augenscheinlicher ist das Land weit und breit eine Schöpfung der Flüsse im Verein mit der Menschenarbeit und der Gegenwirkung des Meeres. Die successive Ablagerung läßt sich noch verfolgen, wenn auch nicht Schritt vor Schritt, so doch im allgemeinen: wo einst Sümpfe waren, sind jetzt Gärten, Felder, Villen; wo sonst Wasserspiegel sich ausdehnten, wechseln jetzt üppige Wiesen mit unabharem Schilf und Moor; Salz- und Wasserpflanzen bemächtigen sich immer mehr der Strandseen; niedrige sandbedeckte Inselrücken werden abwechselnd vom Meere überfluthet und wieder bloßgelegt. Der Po, überfüllt und überfättigt, ganz ohne Gefälle, nur durch den Druck der obern Wasser noch fortgestoßen, haut aus den erdigen Bestand-

theilen, die er mitbringt, ein immer weiteres Vorland ins Meer hinaus, mühsam durch diese Barre sich den Weg bahrend; dann bei einem Hochwasser erinnert er sich, daß er das Meer in größerer Nähe zur Seite hat, er durchbricht seinen Rand, eilt auf kürzerem Wege zur See und jener erste Lauf wird ein seichter, ärmerer Nebenarm oder erstirbt auch ganz (flume morto), wenn im Laufe der Zeit andere Gabelungen erfolgen oder durch Durchbruch vielleicht das ganze System eine neue Gestalt annimmt. Im allgemeinen ging in der Urzeit die Richtung der Prowasser mehr nach Südosten, dem Apennin parallel, und ward allmählig immer mehr nach Norden gedrängt. Polybius fand den Po vom Punkte Trigaboli an, beim heutigen Ferrara, in zwei Arme, Padoa und Polana (sonst auch Olana, Volana), gespalten, von denen der erstere, südliche, einst die Flotten der mächtigen Stadt Spina getragen hatte, der letztere, nördliche — ein späterer Durchbruch, wie wir glauben — schon der größere war und die eigentliche Handels- und Seestraße bildete. Einen Hauptweg noch mehr nach Norden öffnete im Mittelalter der ungeheure Durchbruch vom Jahre 1152, der dem sogenannten Po di Venezia seine Entstehung gab, während die Etsch in wiederholter Sprengung ihrer Dämme sich dem Po immer mehr näherte. Der Mensch aber half nach oder hinderte, je nach seinen Zwecken; er überlistete oder zähmte das fürchtbare, gefahrvoll- heilsame Element, durchgrub und durchwühlte den schlammigen Boden nach allen Seiten und sägte zu den Veränderungen durch rotte (Durchbrüche) seine eigenen, wohlberechneten durch taglj (Durchschnitte). Oft aber zeigten die Folgen, daß er sich geirrt, daß ein neuer Arm, den er geöffnet, eine neue Richtung, die er den Wassern gegeben, eine Vereinigung oder Trennung derselben, die er unternommen, verderblich statt heilsam wirkte, z. B. den Sand aufhäufte, wo die Schifffahrt frei bleiben sollte: dann schloß er künstlich die von ihm selbst geschaffene Oeffnung wieder, gab dem Flusse seinen alten Weg oder einen dritten neuen, um vielleicht nach Jahren, wenn die Umstände oder die Ansichten sich geändert, wieder zu jener verlassenem Wasserstraße zurückzukehren. Zwischen all diesen Flußarmen aber laufen in allen Richtungen, grade und mäandrisch gekrümmt, zahllose Kanäle und kleinere und größere Wasserfäden in einem verworrenen Netz, von beladenen Schiffen und leichten Bötchen befahren, die aus der Ferne gesehen oft wie über die grüne Wiese

dahinzugleiten scheinen*). Die Werke der Wasserbaukunst in diesen Gegenden sind in der That von einem Umfang, daß man erstaunt, wenn man sie überschlägt, und daß es schon den Alten, die noch kein Holland kannten, geläufig war, Venetien mit Aegypten zu vergleichen. Die *ἑρπειλα*, sagt Strabo (5, 5, p. 212) mit Bezug auf Venetien, wird Herr auch über die größten Schwierigkeiten. Die Veneter, die alten wie die neuen, kann man sich ohne Schaufel und Ruder in der Hand gar nicht denken. Charakteristisch ist es, daß wenn einmal das Wasser verheerend durchbricht, sie sich immer gegenseitig im Verdacht haben, das Ereigniß künstlich veranlaßt zu haben. Als in dem erwähnten Schreckensjahre 1152 der Po sich sein neues Bette quer durchs Land gegraben hatte, da ging die Sage, das Unglück sei durch neidische Menschen bewirkt worden, und noch jetzt darf bei gefährvollen Hochwassern kein Kahn vom jenseitigen Ufer landen und wird beim Versuch mit Schüssen empfangen, in der Furcht, die Schiffer möchten heimlich eine künstliche Oeffnung bewirken wollen, um durch den Abfluß die Gefahr der Ueberschwemmung von der von ihnen bewohnten Seite abzuwenden.

Venedig selbst, die glanzvolle Lagunenstadt, taucht bekanntlich erst nach dem Untergang des römischen Reiches allmählig empor und die Alten wissen noch nichts von einer Stadt in dieser Lage — aber sie ist nur die Erbin, die gleichgeartete Tochter ihrer Vorgängerinnen, eine Schöpfung desselben Menschensinnes auf demselben Kampfgebiet zwischen Meer und Land. Zu einer Zeit, wo die reichen Fruchtgelände des östlichen Venetiens wohl noch von mehr oder minder seichten Wassern bedeckt waren, mögen sich am Rande derselben die Pfahldörfer, auf einzelnen erhöhten Inseln die Ansiedelungen der Veneter erhoben haben, eines sehr alten (Polybius: *πᾶν παλαιόν*), schon von Herodot als illyrisch bezeichneten Volkes, dessen Stammverwandte sich längs der ganzen adriatischen Küste Italiens bis gegen die Südostspitze, wo sie als Messapier und Iapygen auftraten, verbreitet hatten. An dieser offenen Stelle Italiens, durch Friaul und Venetien; im Umwege um die Sümpfe, werden denn auch die eigentlich italischen Völker, der umbrisch-sabinisch-oskisch-latinische Stamm, an den Venetern vorbei und über sie hinweg in die Halbinsel eingedrungen und weiter das Gebirge und die entgegengesetzten westlichen Küsten erreicht haben. Seitdem schränkten die Umbrier das venetische Gebiet ein; später

*) Cassiodor, Var. 12, 24, von den Schiffen der Veneter: *putantur eminus quasi per prata ferri, cum eorum contingit alveum non videri.*

erscheint ein anderes, fremdartiges Volk, die Etrusker, im Mündungslande des Po bauend und handeltreibend, dem dann die über die Alpen gedruckenen Gallier in der Herrschaft folgen. Zugleich aber taucht griechischer Einfluß, Verkehr zur See mit und durch Griechen und mehr als eine Spur griechischer Kultur und Kunstfertigkeit auf. Ob die Ansiedelungen oder die Besuche griechischer Seefahrer in diesen Gegenden, durch den Schleier mythischer Phantasiegebilde noch halb kenntlich für uns, der Ankunft der Griechen an den Südwestküsten Italiens gleichzeitig waren, ob Diomedes, die Personification griechischer Gründungen am Adriameer, oder die Odysseusfage am thrakischen Meer älter ist — bleibt uns verborgen. Wie die Felseninseln, die abgesonderten Vorgebirge dort, so lockten hier die Mündungen der Ströme, als sichere Häfen, und einzelne hohe Uferpunkte zur Anfahrt und zur Anknüpfung mit den Eingeborenen. Eine Reihe von Städten in dieser innersten Bucht, darunter die einen frühe blühend und mächtig, alle aber am und im Wasser liegend, bestanden hier so weit uns zurückzublicken gestattet ist: Ravenna, im seltsamen Wechsels und Widerspiel zu Rom — gegründet, da von Rom noch nicht die Rede sein konnte, dann sinkend in dem Maße, wie Rom sich erhob; dann, während Rom darniederliegt, die glänzende, mit Palästen und Kirchen geschmückte, vielumstrittene Hauptstadt Italiens; dann, da das päpstliche Rom zur zweiten Weltherrschaft sich erhebt, wiederum ins Nichts zurückfallend; Schule der Gladiatoren, durch Augustus Station der römischen Flotte und mit einem tiefen Kanal, der fossa Augusta, versehen; zu Strabo's Zeit von der Fluth des Meeres bespült, ganz aus Holz erbaut (das Material mag von Istrien oder den Po hinab gekommen sein), nur aus Stegen, Brücken, Uebersfahrten bestehend, also zugleich Vorbild Venedigs, eine Gondelstadt, und in Anknüpfung an die urälteste Zeit ein zur Stadt erhobenes Pfahldorf; als Jordanis schrieb, gegen sechs Jahrhunderte später, bereits durch Gärten und Fruchtbäume auf dem Boden, der einst Hafen gewesen, und durch eine dazwischenliegende Ortschaft, Gäsarea, vom Meere getrennt; zu Procopius Zeit von einer See geschützt, die auf wenigstens dreißig Stadien durch Untiefen unwegsam gemacht war; jetzt drei bis vier geographische Meilen ins Land hinein gelegen, voll wunderbarer Baudenkmäler, noch von Sümpfen umgeben, aber durch einen ungeheuren herrlichen auf altem Meeresgrund gewachsenen Pinienwald, den schon Dante preist, da wo er durch das Paradies wandelt, vor Malaria bewahrt; — Spina, nördlich von Ravenna, einst hochberühmt und

blühend durch Seehandel; zu der Zeit, in der unsere ältesten Gewährsmänner lebten, bereits untergegangen oder zum Dorf geworden, offenbar in Folge veränderter Naturverhältnisse; so eng mit Griechenland verbunden, daß die Stadt für eine griechische Gründung galt und, als das delphische Orakel aufgefunden war, daselbst im Verein mit Cäre eine eigene Schatzkammer hatte; ihre ehemalige Stätte da zu suchen, wo jetzt die Sümpfe von Comacchio sind; — *Satria*, gleichfalls mächtige Seestadt, das Meer, welches von ihr das adriatische benannt worden sein soll, durch Handel wohl auch durch Seeraub beherrschend; zur Zeit der *Trusker* von diesen besetzt und belebt, so daß sie als tuskanische Stadt ausdrücklich bezeichnet wird; jetzt ein mitten im Lande liegendes, von einem Kanal umflossenes Städtchen zwischen *Po* und *Etisch*, dessen Vorzeit in Trümmern und Mauern zehn und mehr Fuß im Boden vergraben liegt; — *Patavium*, von dem troischen Helden *Antenor* gegründet d. h. eine von jeher vorhandene Ortschaft der *Veneter*, durch Flüsse und Kanäle mit dem Meere verbunden, das sich uranfänglich vielleicht bis an ihre Thore erstreckte; noch lange nachher als Landstadt mächtig und groß, bis der Sonnenkönig *Attila* sie dem Erdboden gleich machte; später sich wieder erhebend, vom heiligen *Antonius* begnadigt, aber ihrer jüngern Schwester *Venedig* dienstbar; — *Altinum*, auch einst ein Seehafen, zu *Martials* Zeit mit prächtigen Villen geschmückt, wie jetzt die Kanäle der *terra ferma* von *Venedig*; an einem Meeresufer so lieblich, daß der genannte Dichter dort sein Leben zu beschließen wünschte, wie *Horaz* zu *Tibur*, 4, 25:

Aemula Bajanis Altini litora villis —

Vos eritis nostrae requies portusque senectae,

Si juris fuerint otia nostra sui; —

endlich *Aquileja*, in einer wunder- und mythenreichen Gegend, von den Römern neu angelegt und benannt, der Stapelplatz für Waaren und Kulturverkehr aller Art in das innere Europa, zu illyrischen und celtischen, später auch germanischen Völkern. Im dritten Jahrhundert nach Chr. lief die nächste Verbindungsstraße von *Aquileja* nach *Ravenna* noch immer über *Altinum* durch die sogen. *septem maria* d. h. durch die Kanäle und Seen im Mündungslande der *Etisch* und des *Po*: diesen Weg wählten im Jahre 238 n. Chr. die Boten mit dem Haupt des bei *Aquileja* ermordeten Kaisers *Maximinus* und denselben Weg schlug in umgekehrter Richtung gleich darauf der neue Kaiser *Maximus* ein (*Herodian* 8, 6. 7). Die Fahrt über das Meer war nicht bloß durch Stürme unsicher, sondern

auch die Landung nirgends mehr bequem. Als nun die Umwandlung des Bodens immer größere Fortschritte machte, wohl auch in der Noth der Zeiten die Strombauten nicht mehr unterhalten wurden, die Einfälle der Hunnen, später der Gothen und der Langobarden Vernichtung brachten und drohten, da waren für die Flüchtigen unterdeß neue Inseln und Sandbänke im Meere aufgestiegen, auf die sie ihre Wasserbaukunst, ihre Erdarbeiten, ihre Ruder- und Segelgewohnheiten übertrugen, und es entstand mitten in unerreichbaren Lagunen aus unscheinbaren Anfängen ein zweites Altinum und Aquileja, ein drittes Patria und Spina — Venedig, die dominante der Adria, die schon gegen den Frankenkönig Pipin mit Glück ihre Unabhängigkeit behauptete.

Auch Venedig hat in großartigem Maß die Arbeit fortgesetzt, durch die der Mensch dieses Küstengebiet umgestaltete. Den Einbrüchen des Meeres wurde durch Dammbauten gewehrt und der Fluth nur bestimmte Thore gelassen; die Flüsse, die den Sand aufhäufen, wurden durch Seitenwege abgewendet. Die Inselstadt lief beständig Gefahr, des Fahrwassers sich beraubt zu sehen und dadurch in dieselbe Nichtigkeit zurückzusinken, wie ihre Schwestern im Alterthum. Daher die Bauten an Po und Etsch, an Brenta und Piave, für die von der Republik ungeheure Summen verwendet und die Wunder der Technik aufgeboten wurden, während immer neue Kanäle das Herz des innern Landes der Schifffahrt öffneten. Aber der Welthandel hat seitdem andere Wege eingeschlagen, die Dogenrepublik ist gefallen; Triest vermittelt, wie einst Aquileja, den Verkehr mit dem Donaugebiet; nicht mehr auf schwimmendem Fahrzeug, sondern im Fluge auf der Eisenbahn über die ungeheure Lagunenbrücke zieht der Fremde in die Markusstadt ein. Seitdem dringen nur Wenige in das Innere der merkwürdigen Landschaft, an die Ufer des untern Po und der anmuthigen Etsch, Verg. Aen. 9, 680:

Sive Padi ripis, Athesim seu propter amoenum,

oder befahren auf leisem Boot die trägen Wasserstraßen, wie einst Mar-
tial, 3, 67 (Schneid.):

Cessatis, pueri, nihilque nostis,

Vaterno Rasinaque pigriores,

Quorum per vada tarda navigantes

Lentos tingitis ad celeuma remos —

und die alten Ravennaten, Sil. Ital. 8, 600:

Quique gravi remo limosis segniter undis
Lenta paludosae proscindunt stagna Ravennae.

Und doch kann nichts anziehender sein als sich, etwa auf der Entenjagd, von einer der Villen des obern Landes (die vielleicht von Palladio gebaut und auf der man etwa Gast des Besitzers, eines edlen Venetianers, ist) immer tiefer hinabzulassen zu den baumlosen grasbewachsenen Marenmen, von da zu den grundlosen Sümpfen und stehenden am Rande bewachsenen Süßwasserbecken, weiter zu den Salzwasserlagunen und abwechselnd überflutheten Lido's, von wo in unabsehbarer Ebene von fern die Kuppeln Venedigs sichtbar werden — wunderbar aus den weiten Gewässern aufsteigend, von den langen Strahlen der Abendsonne vergoldet. Dort liegt sie, die Stadt der flüchtigen Freude auf dunklem despotischen Grunde, die über den finstern Löchern der Inquisition eine immerwährende Hochzeit zu Kana feierte; in der die Liebe ewig ihr süßes Intriguenspiel spann und Morgen- und Abendland, Schelde und Nil unter dem Schutze des Markuslöwen sich begegneten; herrschend durch bemannte Galeeren und schlaue Gesandte, durchtönt von Musik, mit Blumen geschmückt, durch farbige Bilder von der Hand der Meister verherrlicht, von geheimnißvollen Gondeln durchschnitten — jetzt still, elegisch, verlassen, mit unterdrücktem Ingrimm träumend von dem Tage der ersehnten Befreiung. Ihr Leben stockt, wie die Strömung versandeter Kanäle, ihre phantastische Architektur verfällt und die Banken, ihre große Erfindung, die das Zeitalter Neu-Europas einführen halfen, schaffen und mehren auf andern Märkten der Welt den Reichthum und damit Macht und Bildung.

III. Felsboden.

Je weiter von der venetischen Wasserlandschaft in den Süden der Halbinsel, in das sonnennaher gebirgige Kalabrien, auf die halbasirische Insel Sicilien — desto dürre wird der Boden im Glutstrahle des Mittags, desto starrer, medusenhafter blicken uns die Füge der heißen Felsenwüste an. Kein Gedanke erweckt in diesen Gegenden, in Italien und Hellas, wie im Morgenlande, bei den Alten, wie noch heut zu Tage, größeres Entzücken, als der an einen kühlen Brunnen, der aus der Felsenhöhle, dem Hause der Nymphen, eiskalt hervorströmt, von Platanen und Steineichen beschattet. Wie der Araber mit frommer Hand die Quelle am Wege mit Platten einfaßt und mit Bäumen umpflanzt — denn den bösen Geistern gehört die Wüste, den Brunnen aber hat ein guter Genius ge-

schaffen — so heißt auch griechischen und römischen Dichtern Quelle und Wasser heilig*) und so giebt schon der alte Hesiodus (Op. et d. 582 ff.) den künftigen Rath, im Hochsommer, wenn die Cicaden von den Bäumen herab singen und der Sirius die Glieder dörrt, am Rande einer unablässigen, lautern Quelle im Schatten der Bergwand zu ruhen, das Angesicht gegen den Zephyr gewandt. Bewässerung ist in diesen Gegenden die charakteristische Form des Acker- und Gartenbaus, und Wasserstrahlen zu schaffen, die er um seine Beete leiten könne, die erste Sorge des Kolonen. Der Nebenbuhler, rivalis, ist hier der Nachbar, der an meinem Bache, rivus, Theil nimmt oder ihn mir abzuschneiden versucht ist. Der Boden des Gartens ist von verzweigten Rinnen leise strömenden Wassers durchschnitten, Ovid. Fast. 2, 703:

Hortus odoratis suberat cultissimus herbis,
Sectus humum rivo lene fluentis aquae.

Schon in der Ilias (21, 257 ff.) ist ausführlich beschrieben, wie „der grabende Mann aus der dunkelfarbigen Quelle durch die Pflanzungen und Gärten den Strom Wassers leitet, in den Händen die Hacke haltend, aus der Furche den Schutt entfernend; das Wasser murmelt über die bewegten Steinchen fort und läuft auch wohl dem Leiter voraus,“ und in der Odyssee (7, 129 ff.) finden wir um den Palast des Alcinous zwei Quellen, von denen die eine zum Hause geleitet, die andere durch den ganzen Garten vertheilt war. Nicht anders dachte sich Göthe, in Sicilien reisend, die paradiesische Insel der Phäaken:

Dort wirst du in dem schönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun,
Es rieselt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm, der Gärtner tränket sie
Nach seinem Willen.

Der Bauer in Italien, wie Spanien und Griechenland, übt noch jetzt die Kunst, den Acker mit dem Spaten zu einer vollkommenen, etwas geneigten Ebene zu nivelliren: von dem Brunnen, den ein Esel umgeht, laufen die flachen Kanäle und umziehen die Beete, oder das Land ist in kleine Vierecke getheilt, die durch Dämmung eins nach dem andern überrieselt werden. Wo aber keine „immersfließende“ Quelle in der Nähe ist und der Löwe, „das wüthende Gestirn“, die Bäche bis zum letzten Tropfen

*) B. B. Theokr. 7, 136: ἱερὸν ὕδωρ, oder Bergif. Ecl. 1, 53: fontis sacros, oder For. Db. 1, 1, 22: aquae lene caput sacrae.

aufgebrt, da versteht es auch in Italien der Mensch, das Wasser des Winters in der Erde zu sammeln und Cisternen anzulegen, wie im Morgenlande. Aus alter Zeit sind auch wohl Wasserleitungen auf hohen gemauerten mit Ephen maerisch bekleideten Bogen noch übrig, die immer noch dienen, wenn auch an vielen Stellen die Feuchtigkeit durchsickert: denn wie die Cisternen mehr semitisch, so sind die Aquäduce italisch und römisch. Es rettet auch der Thau in kühlen Nächten, der oft so reichlich fällt, daß er die Kleider des im Freien schlafenden Wanderers durch und durch durchnäßt, die Vegetation vor dem Verschmachten — jetzt wie im Alterthum. So viel die grasende Heerde am langen Tage abrupft, so viel bringt in der kurzen Nacht der kühle Thau wieder hervor, Berg. Georg. 2, 201:

Et quantum longis carpent armenta diebus,
Exigua tantum gelidum ros nocte reponet.

Die berühmte Ebene von Reate im Sabinerlande war nur deshalb so fruchtbar, weil sie so reich mit Thau gesegnet war, und führte eben daher ihren Namen *Rosea*, *rosulanus ager*, bei Vergil *rosea rura Velini* — das Thaugesilde des Velinus. Bei der mystischen Vermählung des Himmels und der Erde, die bei Homer als Fabel von dem Beilager des Zeus und der Hera erscheint, träufelt frischer Thau auf die Blumen herab und lockt den schwellenden Rasen hervor, *Il.* 14, 347:

Ihnen gebar frisch grünenden Rasen die heilige Erde,
Lotus, besprengt mit Thau, auch Krokus und auch Hyacinthus,
Dicht zur weichlichen Streu, die vom Boden sich schwellend emporhob.
So des Lagers genossen sie dort, umhüllt von der schönen
Goldenen Wolk' und es rieselten nieder die Tropfen des Thaues,
Freude erquicket das Herz, wie der Thau das reisende Korn.

Il. 23, 597:

Aber die Seele

Ward ihm erquickt, wie erquickend der Thau sich ergießt um die Aehren
Wachsender Saat, zur Zeit wo stachlicht starren die Felder.

Und auch Ithaka, ein felsiges Eiland, war mit Regen und (wo dieser ausblieb) mit Thau gesegnet, *Od.* 5, 245:

Junger gewährt ist Regen und reichlicher Thau ihr.

Der Regen aber, wenn er kommt, ist in diesem Himmelsstrich gewaltig, stürzt mit plötzlichen Flutthen hernieder, fällt auf einige Stunden die Hohlwege und Schluchten — *cava flumina* — zerrißt die Bergpfade und

schwemmt die aufgetragene Erde fort. Eine Wolke erscheint als dunkler Fleck am Horizont, wächst reißend schnell und kaum hat der Hirte Zeit, seine Herde in der Felsluft vor dem Ungewitter zu bergen (Hom. *Il.* 4, 275). Der Himmel scheint auf Augenblicke in Flammen zu stehen, betäubend rollt der Donner, es wanken dann die Berge selbst. Bei Homer (*Il.* 20, 56 ff.) erschrickt in solchem Moment sogar der Fürst der Unterwelt Hades — er springt vom Thron und schreit laut auf, in der Furcht, die Erde werde aufgerissen und ihre Tiefe, o Gräuel! sichtbar werden. (Was hat er am Tage der Schlacht von Solferino gesagt, als auf meilenweiter Bahnhofsstation das Dröhnen des Geschüßes und der heiße Kampf von Hunderttausenden von einem Himmelsgewitter mit Donnerschlägen und Staubwirbeln übertönt und zum Stehen gebracht wurde?) — Doch ist die Naturerscheinung vorübergehend, bald leuchtet der blaue Himmel durchschichtiger als zuvor, die reingewaschenen Felsplatten glühen ihm entgegen und das trockene, zackige, hin und wieder durch Steinblöcke gesperrte Bett des Wildbaches*) dient wie bisher dem Maulthier des Reisenden zum Wage.

Wie Bewässerung, so ist auch Terrassenbau eine südliche Form der Bodenkultur. An den heißen Felsabhängen werden mit eisernem Spaten breite horizontale Stufen reihenweise über einander dem Gesteine abgesprengt, in Körben mit Erde betragen und mit Rebstöcken und Oliven bepflanzt. Wo der Boden nicht reiner harter Fels ist — und das ist der gewöhnliche Fall — muß Ausmauerung der Terrasse zu Hülfe kommen. Eine mühsame, beschwerliche Arbeit, die aber der arme Pächter unternimmt und bei der ihn nur sein Esel, der genügsame graue Freund, nicht verläßt. Es sind schwebende Gärten, oft mit schwierigem Zugang; regelmäßig stürzt von Zeit zu Zeit ein Stück herab und muß neu untermauert werden; Sturzregen verwüsten oft das Werk langen Fleißes in wenig Augenblicken. Wie primitiv aber auch sonst die Bodenarbeit oft sein mag — Bewässerung und Terrastrung übt und versteht am Mittelmeer der Bauer überall mit Meisterschaft, durch uralte Tradition. — Verwandt damit sind die Silo's und die gemauerten Nekropolen, zwei Sittenzüge, die gleichfalls an das Morgenland erinnern. Die Silo's sind unterirdische ausgemauerte Höhlen zur Aufbewahrung des Getreides, mit engem brunnenartigen Eingang, so daß der Feind und Räuber oder auch der vorüberreitende Fremdling von außen nichts gewahr wird. Dort ist der Weizen vor Fäulniß und Mäusen sicher und der Kornwurm, wenn er mit hineingebracht worden, stirbt ab.

*) *Adverrensque natantia saxa Charadrus*, Stat. *Theb.* 4, 712.

Die Länder des Orients zeigen überall noch Spuren solcher Gewölbgrotten und in Felsen eingehauener Kornmagazine aus uralter Zeit. Hirtius, de bello Afric. 65, berichtet: est in Africa consuetudo incolarum, ut in agris et in omnibus fere villis sub terra specus condendi frumenti gratia clam habeant. Im heutigen Palästina, Syrien u. s. w. dienen oft die Ruinen des griechischen und römischen Alterthums, versunkene Tempelgewölbe mit Säulen am Eingang, zu solchen unterirdischen Granarien. In Italien erwähnt zuerst Varro in seiner Schrift über die Landwirthschaft (1, 57, 2) der Siro's, wie sie damals noch hießen, ehe das R im Volksmunde in L überging. Doch spricht er von ihnen mehr wie von einer ausländischen Einrichtung, die in Kappadocien, Thracien und in einigen Landschaften Spaniens gebräuchlich sei. Aehnlich drücken sich Columella (1, 6, 15) und Plinius (18, 30, 73) aus. Heut zu Tage beginnen die Silo's schon in Toskana und sind auf den Inseln Sicilien und Malta ganz gewöhnlich. — Wie das Korn wird auch das Del in Felsenbehältern, in gemauerten, glasirten, genau geschlossenen Erdeisternen von oft ungeheurer Größe aufbewahrt. Unterirdische Delmagazine der Art finden sich überall in den Handelshäfen und Hauptorten der olivenreichen Gegenden, z. B. in Livorno und in den Thermen des Diocletian in Rom; von allen am berühmtesten aber sind die dunkeln, kühlen, in den lebendigen Kalkfels geteufsten Delbrunnen von Gallipoli in der Terra di Otranto. Von den Athenern und von allen übrigen Griechen meldet ein alter Zeuge (der Scholiast zu Aristoph. Eccl. 154) ausdrücklich, sie hätten in weiten ausgetünchten unterirdischen Gruben von bald viereckiger, bald runder Form — λαύροι genannt — ihren Wein und ihr Del aufbewahrt, und ähnliche ausgetünchte Weincisternen trafen die Zehntausend in den Dörfern der Karduchen an (Xen. Anab. 4, 2, 22). — Im Zusammenhang mit all dem stehen die Fessengräber, die ausgemauerten, trockenen Grabkammern und Todtenstädte in Kleinasien, Syrien, Afrika, Spanien und dem mittlern und südlichen Italien. Wer kennt nicht die Bergwände in Phrygien mit den säulenverzierten Grabstätten der alten Könige mit Namen Gordius und Midas und die gleichen in Lycien? Oder die Schatzkammern des ältesten Griechenlands, die θησαυροί, und die ihnen so ähnlichen Hypogäen der alten Etrusker, die an so vielen Orten Italiens aufgedeckt werden, jene Todtenstädte, die sich unter der Erde oft so wunderbar erhalten haben, indeß oberhalb die festen Städte längst in Staub zerfallen sind, die künstlichen Grotten und Höhlen an hoher Felswand, die man hin und wieder

in Kalabrien und Sicilien trifft, müssen auch die Wohnungen oder Gräber unbekannter Urvölker gewesen sein. Denn während im Norden der Mensch, um sich vor der Bitterung zu bergen und vor Feinden und Thieren zu sichern, Gräben in die weiche Erde grub, deren Oeffnung er mit Mist bedeckte, oder Dörfer auf Pfählen in den Seen und Lagunen anlegte, wohnte er hier in den Gebirgen des Südens in hochgelegenen Felsenkammern mit mühsamem oder leicht zu sperrendem Zugang; später, als er in die Ebene hinabzog, barg er oben wenigstens noch seine Todten; ganz spät, in der christlichen Zeit, steckten bisweilen mönchische Einsiedler in jenen Löchern, fromme Selbstqual übend, die im südlichen Klima und durch Gewohnheit gemildert zuletzt nicht unbequem fiel, und den süßen Weihrauch der Bewunderung und Anbetung einziehend, der von der unten stehenden Menge aufwärts stieg. Noch im heutigen Italien herrscht die Sitte, die Todten in langen Wänden über der Erde einzumauern und den Namen auf eine Tafel für den Vorübergehenden einzuschreiben. Eine besonders schöne Nekropolis dieser Art besitzt z. B. Bologna, und wer auf der Eisenbahn von Norden kommt, veräume nicht sie zu besuchen. Unabsehbare Arkaden umschließen weite viereckige Höfe, in denen einzelne Cypressen ernst und starr emporsteigen. In den Bogengängen reiht sich Nische an Nische, Grabmal folgt auf Grabmal mit prächtigen Skulpturen; auf Marmortafeln sind neben den Symbolen der Religion des Kreuzes heidnisch latinisirte Titel und Lobsprüche eingegraben. Kommt ein neuer Todte hinzu, so wird eine neue Arkade angebaut, oder, wenn er einem schon bestehenden Grabgeschlecht angehört, die Platte gehoben und er neben den Seinigen bestattet. Es ist ein großartiger immer wachsender Portikusbau mit langen kühlen Spaziergängen auf marmornem Fußboden, zugleich ein Museum und eine Ruhmeshalle, die dem Bürger die edeln Geschlechter und hervorragenden Männer seiner Stadt vor Augen stellt. In der Mauer an der Straße der noch im Leben Wandelnden zu ruhen, ist doch ein schönerer Gedanke, als im faulenden schwarzen Bretterkasten tief in den sumpfigen Erdboden verscharrt zu werden! — Auch für die Lebendigen war es schöner, in den an natürliche Anhöhen gelehnten Theater n des Südens (z. B. in Frascati und Taormina) auf Stufen aus lebendigem Fels gehauen zu sitzen, als in unseren sammetbeschlagenen Logen. Von jenen Sigreihen beherrschte der Blick Land und Meer im freien Sonnenlicht, er fiel auf die Linien des Gebirges, nicht auf lampenbeschiedene vergoldete Schnörkel und falsche

Vatitische Monatschrift. 5. Jahrg. Bd. X. Hft. 4. 20

Curven — und damit war auch so vieles Falsche in Kunst und Empfindung ausgeschlossen.

IV. Vegetation.

1. Im allgemeinen.

Mit der steigenden Kraft des Lichtes und der Wärme nimmt jenseits der Apenninen auch die Vegetation eine andere Art und Gestalt an und gebietet über reichere organische Mittel. Was den Wanderer aus Norden zunächst in Erstaunen setzt, ist die mit jedem Schritt nach Süden sich mehrende Zahl immergrüner Gewächse. Die Willen in und um Rom z. B. glänzen um Weihnachten oder zu Neujahr in ihrem frischesten grünen Schmuck: wer sich um die genannte Zeit in einem dieser herrlichen Gärten auf einer sonnigen Bank niedergelassen hat und sich von dunkeln Laubwänden, nicht von kahlen starrenden Baumgerippen umgeben sieht, der möchte im Gedanken an die winterliche Heimath, wie einst Göthe an derselben Stelle, ausrufen:

Träum' ich? Empfänget

Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?

Die Adonisklage des Wintersohlstitiums und der Jubel der Wiederkehr gilt in Süditalien für eine Menge immer ernster und sich gleicher Pflanzen nicht. Außer den Gewächsen, die einst der Mensch aus andern Zonen hieher versetzt hat, besonders aus den syrisch-aramäischen Wüstengebieten und aus Armenien und Medien, auch aus Griechenland: der Pomeranze und Citrone, der Cypresse und Pinie, dem Lorbeer und der Myrte, dem Granat- und Johannisbrothbaum, der Olive und Pistazie, der aus Amerika stammenden Magnolie, den gleichfalls der neuen Welt angehörnden Agaven und Dpuntientaktus — außer diesen und andern Zier- und Kulturgewächsen, die die Kraft, den Winter grünend zu überdauern, aus ihrer wärmeren Heimath mitgebracht haben, ist auch die wilde einheimische Flora so reich an immergrünen Bäumen und Sträuchern, daß das Jahr sich hier nicht in eine lebendige und völlig todte Zeit, vielmehr nur in eine des glühenden und des gedämpften Lebens theilt und daß grade im Winter die Natur ein wohlthuendes Ansehen milder stiller Feiterkeit trägt. Immergrün sind die dunkeln Laubmassen, der Eiche (*quercus Ilex*), der echten und falschen Korkeiche (*quercus Suber* und *Pseudosuber*) die Gruppen und Wälder von *pinus Laricio* und *p. Halepensis*, die meisten der zahlreichen Büsche und baumartigen Sträucher auf den Bergflächen und an

den Abhängen der Felsgebirge, der liebliche, einst eingeführte, jetzt ganz verwilderte Erdbeerbaum mit dem dunkeln Laube und den rothen Früchten, der sog. falsche Lorbeer (*viburnum Tinus*), der Bugbaum, die verkrüppelte Kermeseiche, der stachelichte Mäusedorn (*ruscus aculeatus*), der südliche Wegdorn (*rhamnus Alaternus*), der den Bächen folgende hochblühende Oleander und die *rosa sempervirens*, die südlichen Juniperusarten (*J. phoenicea*, *oxycedrus*, *macrocarpa*), die Zwergpalme, die blaugrünen fleischigen Agaven und *Opuntienkaktus* u. s. w. Nur wo die Ulmen und Pappeln, die Reben und Kastanien vorherrschen, da raschelt zur Winterszeit dürres Laub am Boden wie im Norden, die Sonnenlichter spielen allzufrei durch die Kronen und Zweige der Bäume, wie im Ulmenhain bei Aricia im Albanergebirge, und der Frühling bringt eine zauberische Verwandlung. Aber auch dort bekleidet wenigstens dunkelgrüner Epheu in dichtem Ueberzuge die Stämme der entlaubten Bäume, zwischen denen man wie in einer Halle grüner Säulen wandelt. Bezeichnend ist der Umstand, daß es Gewächse giebt, die in Norditalien, am Fuß der Alpen ihr Laub abwerfen, im südlichsten Italien aber immergrün sind, z. B. der Terpentibaum (*pistacia terebinthus* L.), andere, die in den wärmern Strichen Kleinasiens und Syriens das ganze Jahr ihr Laub behalten, in Italien aber im Winter sich entlauben. — Eine andere Folge des wärmern Klimas ist der größere Reichthum an Arten, der die Pflanzenwelt Italiens im Gegensatz gegen die Länder nördlich der Alpen auszeichnet. Zu den belebenden Wirkungen der südlichen Breite kommt in dieser Hinsicht noch die Halbinselgestalt des Landes, der Wechsel von Berg und Thal, die Mannichfaltigkeit des Bodens, der Lage und des Neigungswinkels, auch der uralte Handelsverkehr, die Einführung von Unkräutern mit den Samen der Kulturpflanzen u. s. w. Wir überlassen es den Botanikern die Ziffer der Familien und Arten, um welche die Flora am südlichen Fuß der Alpen die Flora Süd- und Norddeutschlands übertrifft, genau festzustellen, so wie die in Norditalien fehlenden und jenseits des Apennin auftretenden neuen Genera und Species aufzuzählen, aber auch schon dem bloßen Naturfreunde, dem aufmerksamen Reisenden fällt die Mannichfaltigkeit herrlicher Blumen, wechselnder Kräuter und Gesträuche, die bunte Fülle immer neuer Pflanzengestalten auf. Was er zu Hause nur in einer Art kannte, tritt ihm hier mehrfach und vielfach entgegen; was er nur in Gewächshäusern gesehen, erscheint hier zuerst einzeln im Freien, um noch weiter gegen den Aequator sich in einer Menge Arten freudig auszubreiten. Be-

sonders reich ist in Italien das unübersehbare Heer der Schmetterlingsblumen; aber auch die Familien der Liliaceen, Amaryllideen, Orchideen, der Cichoriaceen, Sileneen, Antirrhineen, Ranunculaceen, der Malven, Geranien, Convolvulus u. s. w. wuchern üppig in Arten und Individuen. Dabei färben sich die Blumen mit einem Glanz, den ihre Schwestern im Norden entfernt nicht erreichen; manche, die dort ungefärbt bleiben, nehmen hier zarte Farben an; besonders ein leuchtendes Goldgelb herrscht vor — wie bei den Papilionaceen, Euphorbien, Verbascumarten u. s. w. — obgleich auch das liebliche Blau, wie bei den Borragineen, dem *vitex agnus castus* — diesem Gefellen des Oleander am Rande der Wasserläufe — den Glockenblumen u. s. w., nicht fehlt. So hervorstechend ist diese mannichfache Blumenpracht, daß selbst der ernste Alterthumsforscher, den die Natur sonst wenig angeht, wenn er die Stätten alter Trümmer durchklettert und über zerstreut daliegende Quadern und Säulenfragmente steigt, nicht umhin kann, den Blick auf das überall zwischen dem Gestein hervorbrechende verworrene Gewühl blühender Stauden und Sträucher zu wenden. Besonders im Frühling nach erfrischenden Regen bedecken sich die Hügel und Gefilde weit und breit mit einem buntgewirkten Teppich, über den die Schmetterlinge — gleichfalls größer, glänzender und zahlreicher als bei uns — flatternd schweben. — Wie die Zahl der Arten gestiegen ist, die Farbe der Blumen deutlicher und entschiedener geworden ist, so ist auch der Duft der Pflanzen in Italien von ganz anderer Intensität als in Mittel- und Nordeuropa. Es giebt Zeiten im Jahr und Gegenden in Italien, wo Alles in Duft schwebt und jeder Athemzug bei Tage und bei Nacht mit balsamischem Wohlgeruch geschwängert ist. Fast jede Pflanze, die man berührt, fast jedes Blatt, das man zerreibt, hinterläßt an der Hand einen würzigen lange haltenden Duft. Unzählige Disteln verbreiten süßen Honiggeruch, von der blühenden Delwaldung und Nebenpflanzung kommt ein zarter Hauch, wildwachsende Narzissen und Goldlack, Nelken und Viole, Geißblatt und *clematis flammula*, Rose und Orangenblüthe mischen ihre herrlichen Düfte mit dem Balsam der Zapfenbäume, der Myrtaceen, der Pistazien und Lorbeern und der tausend Gewächse aus den Familien der Corymbiferen und der Labiaten. Besonders die letzteren, der Rosmarin, Salbei, Thymian, Satureja, Lavendel, eine Menge Arten Münze u. s. w. verrathen ihre Gegenwart auf allen Hügeln, an den Wegen, in der Nähe der Kirchhöfe, auf verwahrlosten Höfen, in den Ruinen u. s. w. Selbst Morgens in den Städten, wenn die Märkte sich mit Gemüse füllen

und von dort die Küchen in den Häusern sich versorgen, wird man durch alle Straßen und an allen Hausthüren von dem durchdringenden Geruch der Wurzeln, Stengel und Blätter verfolgt; denn auch das Gemüse ist hier, wenn auch oft nicht so zart als in den bedeckten Mistbeeten des Nordens, doch reicher an natürlichem Duft und eigenthümlichem Geschmack. Kein Wunder, wenn es hier so viel Pflanzen und Pflanzentheile giebt, die zu Räucherwerk dienen und aus denen wohlriechende Wasser und ätherische Oele bereitet werden! Ein brennendes Stück Olivenharz, angezündete Lentiscuszwige auf dem Herde erfüllen auch die Hütte des Armen mit angenehmem Wohlgeruch und eine Menge Kräuter, z. B. aus der Familie der Compositae die *balsamita vulgaris* L., geben ihm gewürzhafte Essenzen. Daher auch der Reichthum an officinellen Pflanzen, an Arzneigewächsen: in dem mildern Klima, bei der erhöhten Energie des organischen Lebens entwickeln eine Menge Pflanzen heilkräftige Säfte; der Landmann sammelt sie für sich oder für den Apotheker in der Stadt, der sie ihm für ein Geringes abnimmt. Mag auch in der Arzneimittellehre des Volkes Vieles nur Phantaste, uralte auf religiöser Symbolik ruhende Tradition sein, immerhin ist die Fülle von balsamischen Aromen in der italienischen Flora, wenn auch mit der arabischen verglichen unbedeutend, doch gegen die kalte, stumpfe und wässerige Pflanzenwelt des Nordens gehalten, außerordentlich. So verfertigen die Hirten in den Abruzzen ihre weitberühmte *acqua di cent' erbe*, das Hundertkräuterwasser, dem wunderbare Wirkungen zugeschrieben werden und welches sie in der That oft äußert, was auch die wissenschaftliche Medicin dazu sagen mag. Manchem brigante der neuesten wie der ältern Zeit ist damit auf seinem Lager von Laubzweigen die empfangene Schußwunde geheilt worden; das Beste that dabei freilich der „allgegenwärtige Balsam allheilender Natur“ d. h. der kräftige Organismus des Natursohnes. Nicht verschieden davon ist es, wenn der italienische Boden auch eine Menge Giftpflanzen trägt, vor denen der Landmann warnt, z. B. die vielen Euphorbien und manche Ranunculusarten, und wenn die Gifte betäubender und tödtlicher sind, als bei uns. Nicht umsonst hat Italien, wie die ersten Apotheken in Europa, so auch geschickte Giftmischer, und nicht bloß Wundwasser, sondern auch die *acqua toffana* hervorgebracht. — Verwandt mit all dem ist ferner der Reichthum an vegetativen Farbestoffen, den die Landleute besonders in Süditalien zu verwenden wissen. Bald sind es die Wurzeln, bald die Blätter oder das Holz, bald die Koble und das Harz der Pflanze,

mit denen die neapolitanischen Mädchen und Frauen ihre Wollen- und Leinwandstoffe, ihre Säume, Gürtel, Tücher und Schürzen roth und gelb und blau zu färben wissen. Gewiß hat der bunte Geschmack bei jenen Volkstrachten nicht bloß in der Heiterkeit des Himmels und der Fülle des Lichtes seinen Grund, sondern auch in dem reichlich auf Bergen und in den Wäldern dargebotenen Farbmateriale. — Wie mehr färbende Säfte, so gewährt die Pflanzenwelt Italiens seinen Bewohnern auch mehr Nahrungstoffe aller Art. Bekannt ist, daß im Süden der Mensch überhaupt mehr vegetabilische, im Norden mehr animalische Kost genießt: dies Verhältniß ist oft als im Klima begründet und als physiologisch nothwendig dargestellt worden; sicherlich aber hat der Charakter der reicherspendenden Vegetation auch seinen Antheil daran. In erster Linie stehen hier die Fruchtbäume, die dem Norden versagt sind und von denen wir hier nur drei nennen wollen: der Delbaum, dessen Produkt im südlichen Haushalt noch weit mehr Alles in Allem ist als die Butter in Holstein oder in Schweden, denn das Del dient nicht nur zur Erleuchtung und in Gestalt von Seife zum Waschen, sondern auch zur Bereitung der meisten Speisen, und ein unergiebiges Deljahr ist eine große Calamität; der Feigenbaum, dessen zuckerträufelnde Früchte frisch und getrocknet die Familie des Armen ernähren helfen, denn sie sind häufig, wohlfeil und zuträglich; die Kastanie, in manchen Gegenden mehrere Monate des Jahres hindurch die vorzüglichste Volksnahrung, so daß die mehr oder minder reichliche Kastanienenernte Einfluß auf die Weizenpreise hat. Aber auch die Küchengewächse sind hier mannichsamer, und auf den Krautmärkten der größern Städte pflegt um die Springbrunnen herum eine verwirrende Menge Wurzeln, Blätter und Knollen aller Art den musivischen Steinboden zu bedecken und die Auswahl zu erschweren. Manches davon ist bei uns nicht bekannt, nicht gebräuchlich, das Bekannte erscheint in zahlreichen Varietäten; auch stammen unsere deutschen Gemüse, wie schon ihr Name lehrt, fast alle aus Italien, nur wenige sind ursprünglich in Deutschland heimisch. Noch mehr aber erstaunt man über die große Zahl wildwachsender Pflanzen, die der Landmann, ja auch der Städter zur Nahrung verwendet. Je nach den Landschaften ist dieser Gebrauch verschieden, immer aber sehr mannichsamer; jede Jahreszeit bringt aus den Bergen und Gebüschen, vom Rande der Felder und Wege, auch von den Bäumen irgend welche zarte Blättchen, junge Sprossen, Wurzeltriebe, Blütenknospen u. s. w., die entweder die Suppe würzen oder zu einem Gemüse verflocht werden

oder roh oder gekocht mit Del, Salz und Essig einen Salat abgeben. Von dem Vielen dieser Art kommen uns nur etwa die Kappernknospen zu: wir thun sie in unsere Speisen und wissen in der Regel nicht, daß wir mit jedem dieser kleinen Köpfschen eine der herrlichsten Blumen — ein weißer Kelch mit einem Büschel lilablauer Staubfäden — in unentwickelter Knospe verzehren. Besonders häufig und beliebt aber sind in südlicher Weise die kalten Salate aus gesammelten wildwachsenden oder in die Gärten versetzten Pflanzen: man schmückt das erfrischende und leicht nährende Gericht dann noch mit den eßbaren orangefarbenen Blütenkronen des *tropaeolum majus* oder den himmelblauen des Borretsch oder den rosenrothen des Judasbaumes (*cercis siliquastrum* L.) u. s. w. Auch an eßbaren Pilzen ist Ueberfluß, darunter manche vom feinsten Geschmack, wie sie in den Fichten- und Birkenwäldern des hohen Nordens nicht vorkommen; nur die nordischen Beeren sind so gut wie verschwunden: von Heidel- und Preiselbeeren weiß der Italiener nichts, die Brombeeren und Maulbeeren werden nicht geschätzt, die Arbutusfrüchte sind mehr eine Speise der Vögel als der Menschen und auch die Erdbeeren, obgleich sehr gewürzig, doch nicht so häufig als z. B. in der Schweiz.

2. Wüstenflora. Paradiese.

Die Länder am Mittelmeer sind ihrem eigenthümlichen und vorherrschenden Charakter nach Felsenwüsten, von Licht umflossen: demgemäß ist auch die Flora Italiens, wenigstens des mittleren und südlichen, entweder die der Dase oder eine Strand- und Felsenflora, beides oft gleichzeitig oder hart zusammenstoßend. Zwischen kahlen und heißem Gestein, am Fuß der im Aether sich badenden unbekleideten Bergstöcke dehnt sich die humusreiche bewässerte Vega aus, deren Ertragsfülle durch den Contrast für die Anschauung noch gehoben wird. An solchen begünstigten Stellen drängen sich hinter undurchdringlichen Kattushecken alle Kulturarten durch und mit einander in verworrenem Reichthum: derselbe Boden, der unten üppige Weizenähren oder strogende Maiskolben trägt, ernährt oberhalb süße Feigen in schattigen Baumkronen oder bewaffnete Wallnüsse oder fette Oliven und an den Fruchtbäumen noch die umschlingende Rebe mit schweren Trauben, denen die dichte doppelte Beschattung eher wohlthut als schadet. Und wie derselbe Fleck Erde gleichzeitig alles gewährt, so folgt sich auch ergiebiges Wachsthum ununterbrochen. Kaum hat der Winzer die letzte Beere vom Stock gelesen, da stehen die Mandel- und

Aprikosenbäumchen schon in weißer und rother Blüthe und an die letzte Rose an der Hecke reißt sich auf sonnigen Hügeln der duftende Frühlings-saffran, auch Crocusblümchen genannt. Die Oliven- und Drangenernte geht den ganzen Winter über fort. Blüthen und Früchte hängen an demselben Zweig, wie bei den Agrumi und den Arbutusbäumen:

Dort bringen neben Früchten wieder Blüthen,

Und Fruch' auf Früchte wechseln durch das Jahr.

In der Campagna felice ruht die Bodenarbeit eigentlich nie und kein Monat im Jahre bringt vollkommenen Stillstand: auf die Feldfrucht folgen Bohnen als Winterfutter und dann wieder Weizen oder Mais und abermals Lupinen oder Wassermelonen oder purpurbliühiger Klee u. s. f. Dies ist Dasensfülle, Dasensegen. Aber steigt man von solchen Paradiesen in das Berggewirre auf, da beginnt jenseit der Olivenregion die Wüstenflora, die holzige, stachlichte Strauchvegetation, die sogenannten macchie, die z. B. den größten Theil der Inseln Sardinien und Corsika bedecken und die eigentlich charakteristische Vegetationsform für diese Länder bilden. Hier zeigt die Pflanzenwelt deutlich die Wirkungen eines trockenen Klimas. Struppige Kräuter, die dem Brand der Sonne widerstehen, starren psriemenartig, immergrün, gewürzhaft duftend an den Stirnen und Abhängen der Felsen; die Bäume, am Aufstreben gehindert, breiten sich als dornige, ästige, von Schlingpflanzen dicht durchzogene Büsche und Sträucher am Boden aus. Den unvorsichtigen Wanderer, der sich mit nackten Füßen oder bloßen Händen durch das Dickicht schlagen will, verwunden von allen Seiten die zu glatten scharfen Nadeln verhärteten Haar- und Blattorgane dieser südlichen Heidepflanzen, die außerdem noch oft mit klebrigem Saft gegen die Berührung gewaffnet sind. Hier ist der Bezirk des Arbutus- und Lentiscusstrauches, der Stechpalme und der Kermeseiche, des Cistusgebüsches, der Myrten- und Wachholderarten, der scharfen Stechwinde u. s. w. Hier werden die Reifigbündel gesammelt, mit denen die Esel beladen in die Städte kommen und die sich der Städter für seinen Herd kauft, gleichzeitig mit den Wurzeln und Kräutern, die am Feuer jener gekocht werden sollen. Hier ist auch das Reich jener Bergwasser, die durch nichts aufgehalten sich tiefe zerrissene Schluchten aufwühlen, die einen großen Theil des Jahres völlig trocken liegen. Weiter führt der Weg dann wohl auch durch reine Felsenwüste zu kahlen wasserlosen Hochflächen, wo alle Vegetation aufgehört hat; dann wieder stellenweise zu herrlichen Gruppen mächtiger Bäume, eigentlichen Baum-Dasen, die den Reisenden laben und

entzücken: Platanen mit dichtem Schatten, Ceratonien, mit gewaltigen Wurzeln den Steinboden umklammernd und mit dem bald schwarzdunkeln, bald zarteren Laube — dem jungen Jahrestriebe — eine menschliche Wohnung überwölbend, oder Kastanienwaldung und Eichenbestände, hoch, kühl und lustig, die Stämme mit Epheu umspinnen und unter einander durch schwebende Festsens verbunden; dann wieder macchie und immer höher hinauf sogar Wiesen wie in der Schweiz — wo man aber das eigentliche Italien, so zu sagen, schon tief unter seinen Füßen hat. Schoum kam bei Ersteigung des Gran Sasso d'Italia erst durch immergrüne Eichen und die Region der Gebüsch von Myrten und Pistazien (d. h. p. *Lentiscus*), dann zum Gürtel der Buche, die höher hinaufging als das Getreide, da es der Buche im Gegensatz zu den Cerealien nicht sowohl auf Sommerwärme als auf die Höhe der mittleren Jahrestemperatur ankommt, — endlich zu Wiesen mit Alpenpflanzen und wirklichen Schneefeldern noch im Juni. Am Gennargentu, dem höchsten Berge der Insel Sardinien (1918 Meter, Breite genau 40°) fand La Marmora über der Zone der Kastanien und Wallnüsse Eichenwaldung, dann die Region der immergrünen holzigen Sträucher, Eistus-, Myrten-, *Arbutus*-gebüsch, Eisenbäumchen und Stechpalmen, über diesen längs den Betten der wilden Bergwasser Erlen, dann nur noch verkrüppeltes Gesträuch, Zwergwachholder, gelben Genzian, eine *Thymian*-art, *crocus minimus* und in den Schluchten Schnee, der sich oft das ganze Jahr hindurch erhält. Die Reihenfolge der Vegetation auf dem Aetna ist oft beschrieben. Ergreifend aber und ganz im Sinne italienischer und mittelländischer Natur ist der Contrast des dürren, malerischen Monte Pellegrino bei Palermo mit dem Fruchtreichthum der an seinem Fuß sich lehrenden goldenen Muschel, der herrlichen Conca d'oro.

3. Wald.

Giebt es in Italien Wälder im eigentlichen Sinne des Wortes? Mancherlei Ursachen scheinen die Existenz derselben unmöglich zu machen. Jene soeben besprochene zwischen Wald und Wüste die Mitte haltende Strauchvegetation kann sich schon deshalb nicht zu höherem Wuchs erheben, weil sie von den Ziegen gleichsam ewig unter der Scheere gehalten wird; von Zeit zu Zeit greifen auch die Feuer der Hirten um sich oder die Heiden werden absichtlich in Brand gesteckt, um nach den Winterregen kräftiges Gras zu geben. In beiderlei Hinsicht also sind es die Weidewohnheiten der Bevölkerung, die dem Waldwuchse entgegenstehen. Dazu

lanten bis jetzt die Besitzverhältnisse, die jede Schonung und Pflege des Waldes erschwerten. Ein Wald, der mit Holz- und Weideservituten belastet ist und der immer sorglosen todten Hand, Klöstern, Kirchen, frommen Stiftungen u. s. w. gehört, kann nicht gedeihen und verwandelt sich allmählig in Gestrüpp und Heide. Gemeindeforsten sind in der Vorstellung der Umwohnenden ein allgemeines Gut, an dem jeder Theil hat — Willkür, in der die Schafe und Ziegen weiden und die Schweine Eichelmast suchen und aus der Stecken und Hölzer aller Art und zu allem Gebrauche geholt werden. Ein Verbot würde hier schwer ausführbar sein und als der Gipfel der Unbilligkeit und Bedrückung erscheinen. Dazu das geringere Holzbedürfnis in einem warmen Klima und die Eigenthümlichkeit der sich selbst genügenden Bodencultur. Die Abfälle fast aller Kulturzweige, die Schalen der Kastanien und Nüsse, die Rindentheile des Hanfes, die Maisstengel, die Reste der Delpressen, die bei Schneitelung der Fruchtbäume, z. B. der Olive oder der Kiebe, zur Seite fallenden Aeste u. s. w. dienen zur Feuerung; Kastanienlöcher geben Holzwerk aller Art z. B. Weinfässer; der Boden wird endlich auch direct auf Holz kultivirt; angepflanzte Weiden, Ulmen und Pappeln säumen die Acker oder stehen mitten im Weizenfelde, weite hochwogende Felder von arundo donax liefern Stützen für die Reben, Bekleidung der Wände, Nahrung für Heerd und Kamin u. s. w. Da so der Ackerbau sich selbst sein Holz schafft, da das Bedürfnis vielleicht halb so groß ist wie in Deutschland — um wie viel geringer als in Polen, Schweden und Rußland — so wird die Abwesenheit des Waldes natürlich nicht so schmerzlich empfunden. Bei alledem ist es Thatsache, daß Italien noch schöne, herrliche Wälder besitzt, die allerdings nur der sieht, der die gewöhnliche Heerstraße der Touristen meidet. Die toskanischen Maremmen, einst durch Malaria geschützt, bilden jetzt einen weiten, von Kanälen durchschnittenen und rationell behandelten Forst, der, durch die Eisenbahn erschlossen, Bau- und Schiffsholz, Dauben, Faßstäbe, Bahnschwellen u. s. w. nach Livorno liefert. Selten von Reisenden besucht, aber wenigstens dem Namen nach bekannt sind die zusammenhängenden Wälder der Abruzzen, der Kalkgebirgsmasse des Gargano, des finstern granitenen, in der neuesten Geschichte berühmt gewordenen Aspromonte, des Monte Pollino am Meerbusen von Tarent u. s. w. Die Gesetzgebung der letzten Zeiten hat sich eifrig bemüht, diese Forsten theils zu erhalten und nutzbar zu machen, theils zu lichten und durch Wege zu öffnen; strenge Strafen drohen dem Waldrevler, an Verordnungen fehlt es nicht; der

Erfolg freilich ist fraglich. Daß bei der Regierung wie bei den großen Grundbesitzern wenigstens das Bewußtsein erwacht ist, am Walde einen kostbaren Schatz zu besitzen, darf schon für einen Fortschritt gelten. Zu Hülfe kommt den Bergwäldern die Entlegenheit, der Mangel an Land- und Wasserstraßen, die Beschaffenheit des Felsenbodens, der nach Abtrieb des Holzes eine Beute der wilden Wasser werden würde und keinen Kulturertrag verspricht. Aber Kohlenbrenner treiben droben ihr Wesen, Theer wird gesotten und zahllose Heerden von Schweinen, deren Fleisch als salame und presciutto noch jetzt wie im Alterthum die allgemeinste Zerkost in ganz Italien und neben dem Käse fast die einzige animalische Nahrung bildet, werden mit den Eichel- und Schoten der Bäume gemästet.

Wer aber jemals einen Wald in Italien betrat, der wird gestehen müssen, daß derselbe für Anblick und Gefühl ein ganz anderer ist, als der auf den Alpen oder an den Gestaden der Ostsee. Der süditalische Wald ist klangvoll, von reinem Licht und Blau durchschimmert, in seinem Aufstreben, Beugen und Schauern elastisch und nervig; oft gleicht er einem Tempelhain, nur da, wo er, wie auf dem Gneis- und Glimmerschieferboden des Sila-Gebirges, aus düstern Kiefern besteht, einem furchtbaren Gotte geweiht; meistens ist er mit Ranken und Gewinden geschmückt, mit wunderbarem Duft gefüllt. Die meisten Bäume, aus denen er besteht, kommen nur hier, nicht im Norden vor und bekunden sich dadurch als der Wärme oder einer gleichförmigern Vertheilung von Tag und Nacht bedürftig d. h. als gleichsam von höherem Adel: die mächtige *pinus Laricio*, zum Schiffbau trefflich geeignet, den eben genannten Sila-Wald bildend, den schon die Alten kannten, auf der Insel Corsika besonders häufig; *abies pectinata*, oft himmelhoch, mit dunklerem Laube, häufig auf dem Monte Corno und dem Monte Pollino; *pinus Halepensis*, mit den zarten hellen Nadeln und glänzenden glatten Zapfen, die Felsen und Inseln der Küste liebend; südliche Varietäten von Ahorn und Erle; unter den Eichen: *quercus Ilex*, die dunkle, feste, alle übrigen Bäume verdrängende immergrüne Eiche, die allbekannte Korkeiche (*quercus Suber*), der sogen. falsche Korkebaum (*quercus Pseudosuber*); *quercus Apennina*, *Cerris*, *Farnetto*, *quercus Castagnara* mit eßbaren Früchten, und hundert andere Spielarten dieses Baumes, die zu classificiren schwer ist. Tiefer unterhalb und näher zu den Wohnungen und Heerden der Menschen, da nimmt Gesträuch und dürre Wüste wieder überhand, die ersten Oliven erscheinen, ein zweiter Wald, der der Fruchtbäume, beginnt und es öffnen sich die Kulturparadiese,

von denen schon gesprochen worden und in denen aller Segen dieses Landes sich überschwänglich zusammendrängt.

V. Landschaft.

Fragt man, wie sich Bergformen, Himmel und Vegetation in Italien zu einer bestimmten Landschaftsphysiognomie verbinden, so sind schon im Vorhergehenden manche Züge zu dem Bilde enthalten, die nur der Ergänzung und Zusammenfassung bedürfen.

Wir wenden uns zunächst zu der Erd-, Küsten- und Gebirgsbildung. Kommt man von den Alpen und folgt der in mancherlei Theilungen und Verzweigungen, Knoten und Ausläufen von Nord nach Süd gerichteten Achse des Apennin, der sich durch Kalabrien durch das tiefe Querthal der Meerenge von Messina wieder nach Sicilien fortzieht, so fühlt man sich bald und mit jedem Schritte mehr in ein neues Reich von Formen und Linien versetzt. Die phantasterevollere Zeichnung, die in der gröbern Schweiz nur als Ausnahme erscheint, z. B. am Pilatus bei Luzern oder am Niesen, von Interlaken aus gesehen, wird hier das durchgängige Gesetz. Der harte Eigensinn, die ungeschickt aufthürmende cyclopische Wuth ist getilgt; in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß, der aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt. Es ist als ob die bauende Thätigkeit der Erde nach einer Periode wilder Umwälzungen, deren Spuren in den Alpen vorliegen, hier in dem klassischen Lande sich beruhigt und geklärt hätte. Schon an den oberitalienischen Seen, ja nördlich von der Papstlinie des Hochgebirges in dem Längenthal der Rhone bei St. Remy, Martigny und Sion treten jene geschlossenen Bergbilder auf, deren Anordnung und Contouren dem Auge die reinste Befriedigung gewähren, die braunen oder weißlich gelben, architekturgetrönten Bergpyramiden, die den Mittelgrund der Landschaft einnehmend, den Apennin überall als Vorstufe zur Seite begleiten. In fließender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig gegen den Hintergrund des Himmels abgeschnitten, bald ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duff liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Boden schmaler niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer. Wer jemals die römische Campagna betreten hat, der erinnert sich des Vorgebirges der Circe, der blauen Felsenpflanz, die, von jedem Standpunkt sichtbar, jenseit der pontinischen Sümpfe

den Eingang in das eigentliche Paradies des Südens bewacht — eine Berg- und Küstengestalt, die er von da an immer wiederfindet, auf der Halbinsel von Bajä, auf Ischia, am Kap der Minerva, an dem Monte Postiglione, der die Bai von Policastro nach Norden begrenzt, am Felsen der Scylla, bei Taormina, am Monte Pellegrino u. s. w. Zwischen diesen Felsabstürzen liegen die runden Golfe eingeschlossen, „rein gezeichnete Theaterkreise“ (Bischer), Städte und Wohnungen der Menschen bergend, gefüllt mit azurnem oder smaragdgrünem Meereswasser, umkränzt von aufsteigenden Gärten, Bäumen und Terrassen. Auch mitten im Lande lösen sich von dem Labyrinth der Höhen und Thäler einzelne hervortretende scharfgezeichnete Berghäupter ab, wie der Eryx bei Segesta in Sicilien, oder der Soracte, der wie eine vom Sturm gejagte Sturzwelle — so erschien er Lord Byron im Eilde Harold — von Norden die römische Campagna überragt. Wo das Kalkgebirge von vulkanischen Bildungen durchbrochen ist, da sind die ganz stillen und runden Seen wie eingeschlossene Edelsteine in die alten Kraterländer eingesenkt, z. B. die Seen von Albano, Nemi, Agnano u. s. w., und eine anmuthige, klare, langsam geschwungene Linie zieht von der Spitze des Kegels in stetigem Fluß zur Ebene oder zum Meere hinab, nirgends schöner als bei dem Vesuv, auf dem noch immer jene aus Dampf gebildete Pinie schwebt, von welcher der jüngere Plinius in seinem berühmten Briefe dem Tacitus Meldung thut. Tritt man den Stätten vulkanischer Thätigkeit näher, da verwandelt sich freilich die Anmuth der Formen in das Furchtbare: erstarrte, in Klumpen und Schollen zersprungene Lavafelder, Jahrhunderte lang unverändert, reichen in breitem schwarzem Strom bis zu den Gärten der Menschen; von zackigen, zerborstenen Wällen rieselt die Asche nieder; auf dem dunkeln, abschüssigen, unter den Tritten knisternden Boden rollen feuergefärbte, formlose Blöcke; der Athem der Hölle dampft aus Rissen und Spalten, indeß in ergreifendem Contrast wenige Stunden abwärts Del und Wein und goldene Früchte die fruchtbare Ebene füllen. — Ein anderer, weniger erschütternder als schwermüthiger Charakter spricht aus den Campagnen einst blühender alten Städte, vor allem aus der vor Rom, deren Reize, je länger man mit ihnen verkehrt, um so inniger das Gemüth ergreifen. Hohlwege und zufällige Schluchten, Aufschwellungen und Absenkungen des Fußbodens, aufgeschwemmte Hügel, struppige Gräser und Dornesträuch, halbvergrabene, gestaltlose Ruinen, zerbrochene Bogen der Wasserleitungen, ein einsames Haus, ein in der Ferne sich hinziehender leichter Zaun, Hirten

auf Pferden, am Horizont unendlich weite Linien, — alles dies giebt auf Wanderungen durch die römische Campagna tausend und aber tausend anziehende Bilder des Erdlebens als solchen, Motive der Bodengestaltung von unerforschlichem Reichthum, für die man erst allmählig ein Auge gewinnt. Meist haben diese Ebenen durch Aufschwemmung der Flüsse, die in ihrem Laufe stockend und periodisch anschwellend, Grabmäler und Trümmer des Alterthums immer tiefer unter Schlamm und Erde vergraben, ihre jetzige Gestalt erhalten: so in der herrlichen Campagna von Pästum, in den Sumpfsgebilden von Sybaris und Kroton, in Griechenland in der Flugebene von Olympia u. s. w. Nicht bloß Erdbeben und Sturm und Regen, auch die nicht mehr geleiteten und gezügelten Bäche und Ströme haben in Italien, wie in Griechenland, das Gebild von Menschenhand zerstört und den Boden umgestaltet.

Daß die Erd- und Bergformen im klassischen Süden schöner modellirt sind als im Norden der Alpen, scheint dem geognostischen Satze zu widersprechen, wonach dieselbe Gebirgsart in den verschiedensten Klimaten und unter jeder geographischen Breite dieselbe Gestalt zeigt. Wir wissen nicht, wie es sich damit verhalten mag; vielleicht bewirkt nur die reinere Luft, daß die Tektonik des Gebirges sich hier edler darstellt und dem ästhetisch sehenden Auge reizender erscheint. Denn während die Luftperspective in der mehr atmosphärischen Natur des Nordens die Formen stumpf, die Farben schmutzig, die Schatten schwer und trübe macht, nimmt hier das feinere, krystallene Medium allem Körperlichen die Schwere und giebt den Dingen zugleich Bestimmtheit und Leichtigkeit. Nichts kann daher verschiedener sein als eine Tour durch deutsches Gebirgsland und durch manche Gegenden des Apennin, selbst wenn beide derselben Erd-Epoche angehören. Wenn man an regnerischen Tagen z. B. durch den Thüringer Wald oder durch den Schwarzwald wandert — Regen und Nebel sind hier das mehr charakteristische Moment — dann thürmen sich die Wolken wie ein zweites Gebirge über dem Gebirge, die ganze Bergwelt lebt, die Gipfel schwellen, sinken, drängen wie Wogen gegen einander, finstern stehen die Tannen, durchnäßt schütteln die Eichen ihre starren Glieder: in Italien liegen die baumlosen, dürrn Felsenzinnen in verzauberter Stille da; die Landschaft gleicht einer magischen Lichtzeichnung, ein ätherischer Schleier zittert um Nähe und Ferne; die Schatten erscheinen durchsichtig, alle Gegenstände vergeistigt; mit dunklern Schluchten und lichtern Ranten, blaustig, wesenlos und doch offenbar, schweben die Vor-

gebirge, die Inseln, die Bergrücken, gleich einer Wohnung der Götter. Mit reinerem Glanze als die Ost- oder Nordsee leuchtet auch das Meer, nach Farbe und Ansehn unendlich variiert, bald röthlich angehaucht mit silbernen Rändern, bald wie ein starrer glühender Metallspiegel, bald waltend wie schwerer Seidenstoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderschlägen in funkelnden Tropfen blitzend. Bekannt ist die blaue Grotte von Capri, aber die ganze Gebirgsküste von Italien und Hellas ist reich an ähnlichen oft schwer zugänglichen Höhlungen voll Lichtzauber, wie z. B. die wenig besuchte Grotte von Polignano in Apulien, deren Grund das Meer bildet, oder die Stalaktitenhöhle am Capaccia bei Alghero auf der Insel Sardinien, die Alfred Meißner so poetisch beschrieben hat („Durch Sardinien“, Leipzig 1859, S. 213 ff.) — In dieser Reinheit der Atmosphäre sind auch die meteorischen Erscheinungen und der Wechsel der Tageszeiten von ganz anderer Kraft und Stimmung als im Norden. Wunderbar wirkt hier oft die Luftspiegelung; der Verfasser erinnert sich einmal im December von der Höhe des Monte Cavo bei Albano die Insel Ischia gesehen zu haben, deutlich und unverkennbar, obgleich sie in solcher Entfernung bedeutend unter dem Horizonte sein mußte; sowie ein andermal auf dem Besuche an einer Stelle, wo der Golf und die Inseln nicht sichtbar waren, doch am Rande des schwarzen Kraterfeldes die schwebenden blauen Umrisse von Capri. Die Nächte in Italien haben mehr Mondschein als bei uns, was auch die Astronomie dagegen sagen mag, vielleicht weil schon das erste und das letzte Viertel so viel Licht ergießen, daß die Nacht für eine mondhelle gelten mag; in den ganz dunkeln ziehen die Insecten ihre feurige Ketten durch die Luft, vom Himmel aber leuchten die Sterne, zwar viel klarer, aber auch viel stiller als bei uns; sie funkeln selten, auch in der Nähe des Horizonts nicht; die nach Süden gelegenen schönen Sternbilder, wie der Orion und der Skorpion, steigen natürlich viel höher auf und leuchten über dem Haupte des Schiffenden oder durch die dunkeln Zweige der Drangen in den Gärten. Sind die Nächte oft von krystallener Klarheit, so wird umgekehrt in der blendenden Lichtfülle des Mittags die Welt gleichsam dunkel, die Flächen der Mauern und Häuser erscheinen wie schwarz; der Schatten der Bäume fällt fast kreisrund um den Stamm; alles ist still; Pan, der große Naturgott, schläft, selbst die Flußufer rauschen nicht (*caretque ripa vagis taciturna ventis*); vom Himmel sendet Phoebus Apollo dieselben giftigen Pfeile, mit denen er einst das Lager der

Griechen verheerte, und der Mensch hält sich in der verfinsterten, mit Stein ausgelegten Kammer sorgfältig verborgen — nur der Räuber schleicht vielleicht umher, wie Vergils Liebender, den die Leidenschaft nicht ruhen ließ. Löst sich der Zauber gegen Abend, da beginnt das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröthe, die in den feinsten Abstufungen und leisesten Uebergängen vom hellsten Rosenroth bis zum glühendsten Purpur und dunkelsten Violet Himmel und Erde verklärt. Besonders in den Schluchten und Vorsprüngen des Gebirges wallt dann farbiger Hauch und bläuliches Dunkel mit so wunderbarem Wechsel durch einander, daß alle Realität wie in eine Phantastewelt sich aufgelöst zu haben scheint. Winde und Bitterung modificiren freilich diesen Verlauf der Tageszeiten in etwas: an Sciroccotagen z. B. hüllt ein rothgrauer Dunst beängstigend den Horizont ein; die wiederkehrende Tramontana reinigt dann die Landschaft zu doppeltem Glanz und mit ihr schwingt sich das Gemüth wieder auf.

Zu diesem Himmel, dieser Gebirgsbildung stimmt denn auch Form und Farbe der Pflanzenwelt aufs genaueste. Die italienische Vegetation, ist starr, ernst und still, von gebundener, strenger Gestalt. Hier wogt das Laub nicht in verfließenden Umrissen, von Eisenstimmen durchflüstert, wie im Norden, sondern lederartig, undurchsichtig, unbewegt, ruht es auf dem lichten Hintergrunde des Himmels. Die beiden Hauptcharakterbäume des Südens, die Pinie und die Cypresse, sind beide ganz architektonisch gebaut: die Pinie als eine reingewölbte Kuppel, die Cypresse als schwarzer Obelisk aufstrebend oder als Pfeil oder Flamme gegen den Himmel gerichtet. Die Krone der Dattelpalme schwebt wie ein Springbrunnen in gebogenen Strahlen; wie ein Armlenker ruht auf grüner Rosette der baumhohe Blütenstengel der Agave; ferne Drangengruppen, Lorbeerwände, immergrüne Eichen, Karroben, Myrtengebüsch blicken starr, gleich der Felsenlinie über ihnen, als wären sie nichts Vegetatives, sondern aus Lava oder Basalt gemeißelt. Alles ist fertig, lautlos, völlig gestaltet und darum ohne Streben und Verlangen. Und was von der Form, gilt eben so sehr von der Farbe. Schon Theophrast (H. pl. 1, 9, 4.) macht die treffende Bemerkung, die immergrünen Gewächse zeichneten sich durch Kleinblättrigkeit, Aroma und einen gewissen Glanz aus; aber dieser Glanz ist ein düsterer, dunkler, fast metallischer. Durchgängig erscheint das Grün in Italien nicht lachend, sondern schwärzlich, als ein Blaugrün, wovon der Grund offenbar in dem reichern durch die Kraft der Sonne in der Pflanze entwickelten Chlorophyll liegt. Den Lorbeer nennen schon alle Dichter *μελάφυλλος*

oder *μελαμπέταλος*, schwarzblättrig; die immergrünen Eichen auf dem *Algidus* sind bei Horaz mit der *nigra frons* bekleidet; am meisten charakteristisch aber für die südliche Landschaft ist das Laub der Olive, der *pallens* oder *flava* oder *fulva oliva* — *γλαυκή ελαία, ξανθή ελαία, χλωρή αγριελαιος* — das in bleichen silbergrauen Tinten, wie Asche oder Nebel, weit und breit im Thale und an den Bergen ausgestreut liegt, dem Laube unserer Weide zu vergleichen und doch himmelweit von ihm unterschieden.

Im allgemeinen trägt das Land im Süden — und dies ist, was den Nordländer anfangs am meisten verwirrt — ein einsörmiges, gleichartiges, ernstes Colorit. Die Natur malt hier monochromatisch und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern, von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem, blauem Ansehen, schließt sich an die rothbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen; die staubig gelbe Ebene trägt die rothfarbenen Halme der reisenden Feldfrucht; zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen; weißliche Steinpfade schlängeln sich zwischen blaugrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht; in röthlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertinblöcke, die Backsteinmauern der Ruinen; Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen; nichts hebt sich selbständig hervor, selbst nicht das junge Laub in wasserreichen Thälern; alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröthe, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung alles versenkt ist. So weit das Auge reicht, ist alles todt und gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form. Es ist eine stillvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft.

Wie aber nach Göthe's schöner Bemerkung (*Farbenlehre* I, 664) die unbestimmte, durch organische Kochung bezwungene Farbe eine höhere Stufe bezeichnet als die reine Elementarfarbe; wie bei Vögeln das gemischte gelbgraue Gefieder organisch edler ist als das schreiende Roth, Grün und Gelb der Papageien: so drückt auch die verschmolzene Einheit des gedämpften Grundtones, sowie der bewegungslose Ausriss und das plastisch-architektonische Linienmaß in Vegetation und Boden eine reichere und energichere Anlage und eine weiter reichende Schöpferkraft aus. Was dem nordischen

Naturschwärmer als kalt und arm erscheint, ist daher vielmehr Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte. In ihrer Stille ist sie sich selbst genug; die Phantasie braucht ihr nichts mehr zu leihen; vor dem Auge, das sehen gelernt hat, liegt sie wie eine Sammlung von plastischen Bildern da, eher ernst als freudig, oder vielmehr auch in der höchsten Freude durch einen Zug von Behemuth gedämpft, bei der höchsten Erregung durch ein eingebornes Maß beherrscht. Zu sentimentaler Auffassung aber giebt sie keinen Anlaß: da täuscht den Kranken nichts durch Mitempfindung, da klingt kein Echo unbeschreiblicher Seelenstimmung wieder. Der ganze und gesunde Mensch geht auf diesem Boden in Leidenschaft und Ruhe den mannichfachen Zwecken des Lebens nach, haßt und liebt, ergreift oder umschleicht den Gegenstand seiner Begierde, hilft und beneidet, bemitleidet und mordet, und blickt auf die umgebende Natur nur, insofern sie ihm nützlich oder schädlich, gegen ihn larg oder freigebig ist. Die ihm am meisten Frucht liefert und ihn am wenigsten stört und beunruhigt, ist ihm die schönste. Daß die Alten den romantischen Gang zum Naturleben als solchen nicht kannten, ist, seit den Ausführungen Schillers, Hegels und Büschers ein allgemein anerkannter Satz. Sie waren eben selbst noch ganz Natur. Sie wandelten als plastische Menschen auf einem Boden, der die ungebrochene Einheit des Gemüthes nicht störte, sondern trug und erhielt. Der personificirende Mythos hatte mit rascher Thätigkeit die ganze Natur in eine ideale Menschenwelt verwandelt und sie nicht nahe, gleichsam nicht zu Worte kommen lassen. Als später die religiöse Production erlosch, war das mythische Gebäude schon so vollendet und befestigt, daß sich den Künstlern und Dichtern wie dem ganzen Volke statt der Natur nur die fertigen Göttergestalten und die fixirten, bildlichen Redewendungen boten. Die reale Welt war von einer zweiten mythischen Welt gleichsam überhaut und durch sie dem Blick entzogen. Auch die Römer betrachteten die Natur immer nur unter dem Gesichtspunkt des Kulturzweckes. Wenn sie freiwillig oder gezwungen den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf dem Lande vertauschen, da jammern die Einen über den Verlust alles dessen, was der Aufmerksamkeit des Menschen würdig ist, die Andern freuen sich der Einsamkeit, in der die Laster und die Geschäfte der Hauptstadt nicht unbequem werden. Die Alpen, die sie so oft zu übersteigen hatten, erscheinen ihnen nicht groß und herrlich, sondern hassenswerth, weil unwegsam und gefährlich (Humboldt, Kosmos, 2, 24); das Meer ergreift sie nicht durch Erhabenheit, sie verabscheuen

es als tobbringend; vor der Tiefe des Waldes schauern sie und denken sich dort den Sitz der schrecklichen Göttin, die mit Menschenopfern besänftigt wird. Wenn dagegen Horaz Tarent den schönsten Erdwinkel nennt und in Tibur sein Leben zu beschließen wünscht, was für Eigenschaften preist er an beiden Ortschaften? — an der einen, daß sie die edelsten Gattungen Wein und Del hervorbringe und ein mildes Klima habe*) an der andern den Schatten, die hohe Lage, das fließende Wasser, die Fruchtbarkeit und die milde Luft**), an beiden, daß das unruhige Treiben der politisch bewegten Stadt dorthin nicht reiche***). Auch auf ihren Willen suchten und fanden die Römer nicht Umgang mit der Natur, sondern in Gärten und Gebäuden und unter Sklaven den Genuß gesteigerten Luxus und unge störter Selbstherrschaft. Das Christenthum, indem es diese objective Sinnesweise brach und die Tiefen des Herzens aufschloß, brachte doch die Natur dem Menschen nicht näher, sondern entfremdete sie ihm zunächst noch mehr. Einzig mit dem Heil seiner Seele beschäftigt, richtete der Gläubige den entzückten Blick ins Jenseits, und die irdische Welt, deren Untergang er jeden Augenblick erwartete, entschwand ihm als wesenlos, wenn sie ihm nicht gar, als Reich und Heimath des Bösen, Grauen einflößte. Die Poesie des Mittelalters spricht nur geringes Naturgefühl aus. Die ritterlichen Minnesänger, die von der Kreuzfahrt heimgekehrten, hatten oft Wunder erlebt, aber von den Pflanzen und Thieren des Orients, die die Begleiter Alexanders des Großen in Erstaunen setzten, wußten sie nichts zu berichten. In den höflichen Epopöen, wie in den lyrischen Gedichten, wiederholen sich, was landschaftliche Scenerie betrifft, einige wenige conventionelle Züge: lüne Maienlüfte, Vogelschall u. s. w., sie bilden eine bloße Decoration in abstractem Stil und wir begreifen nicht, wie Gerwinus z. B. in der Schilderung der Höhle bei Gottfried von Straßburg Naturfreude finden kann. In König Artus Reise herrscht bekanntlich ewiger Frühling als Hintergrund in conventionellem Stil; die geringen Anklänge von Naturträumerei in Percivals Jugendgeschichte gehen bald in die breite Darstellung mythischer Galanterie über. Als dann gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Wissenschaften die italienische Malerei aus schwächernen Anfängen zu der herrlichsten Blüthe sich entsfaltete, da blieb auch sie dem plastischen Geiste der Menschen darstellung getreu und die

*) Ver ubi longum tepidasque praebet Juppiter brumas.

***) Tiburis densa umbra — Tiburis mite solum — Tibur udum, supinum, fertile.

****) Sed vacuum Tibur placet aut imbellis Tarentum.

Landschaft als solche fehlt im Kreise ihrer Gegenstände. Die beiden Poussin und Claude Lorrain phantastren zwar schon in Gegenden als solchen, aber in Weise abstracter Idealität; sie malen die Natur als eine Götterwohnung, als Stätte seligen Daseins, stellen Gebäude in die Landschaft, nicht mehr im Stile mönchisch-mystischer Gothik, sondern griechischer Säulenarchitektur, lassen das Licht hinter glänzenden Gebüsch in seiner eigenen Wellenfluth verschwimmen und bevölkern den Vordergrund mit mythologischen Scenen und Figuren. Was diese Künstler erfüllt, ist nicht Sympathie mit dem Naturleben als solchem, sondern die Vorstellung eines Adels der Menschheit und höchsten humanen Genusses, wozu die klassisch stilisirte Landschaft theils die Stätte, theils das Symbol abgiebt. Die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts hatten ihrerseits im Gegensatz gegen den entarteten Idealismus, wie die Scenen ihrer Dörfer, Schenken u. s. w., so auch die Flächen und Gebüsch ihres Landes mit malerischer Empfindung dargestellt, aber erst mit dem Anbruch der eigentlich sentimentalen Periode, seit Rousseau, Ossian und Werthers Leiden, begann die Naturschwärmerei als allgemeine Stimmung. Ja, die Natur als solche wurde nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, so zu sagen, erst entdeckt, und zwar nach beiden Seiten hin, in ihrem eigenen Reiche als organisch-lebendig und selbstthätig, wie in all dem, was im Menschengenisse und im Völkerverleben, in Dichtung und Sage, in Recht, Sprache und Staat Natur d. h. unbewusste und eingehüllte Vernunft, unmittelbarer Drang und Trieb ist. Jetzt reiste man meilenweit, um von irgend einem hohen Punkte in einer weiten Aussicht zu schwelgen, vergoß Bonnezähren beim Schauspiel der untergehenden Sonne, löste sich in Behmuth auf, wenn der Moud Busch und Thal still mit Nebelganz füllte; die Flöte war das Lieblingsinstrument; man lag im Grase und folgte mit träumerischem Blick dem Auf- und Abklettern der Käser an den Halmen, der unbemerkten und doch so zierlichen Pflanzenwelt im Kleinen; Jünglinge und Männer wanderten zu Fuße durch Wälder und Gebirge; je einsamer, je weiter von der Kultur der Menschen, um so besser. Die Musik ward die wahre Kunst des Zeitalters; der Genuß an der Landschaft, als Stimmung aussprechend, an der Natur, als der Dämmerung des Geistes, in welcher die beiden Pole des Seins und des Bewußtseins noch nicht aufgebrochen sind und gleichsam die Urdee in schwankender Täuschung zur Erscheinung kommt — wurde ein allgemeiner, innig gepflegter. Was konnte solchen Menschen der Anblick der klassischen Länder gewähren? Was kann er dem

heutigen Geschlechte bieten, dessen sentimentale Lyriker mehrere Duzend Auflagen erleben und das sich nach Landluft und der Einsamkeit der weiten jungfräulichen Urwälder Amerikas sehnt? Freie Natur findet man in Italien, diesem mit hochgethürmten Städten, Flecken und Ortschaften übersäten, von Pfaden und Wegen, Hecken und Mauern durchschnittenen Lande, nur selten. Ist nicht Italien, so fragte schon Barro, fast ganz ein Garten von Fruchtbäumen?*) Jeder Stein trägt hier die „Spur ordnender Menschenhand“. Selbst da, wo man durch dorniges Gestrüpp sich durchzuarbeiten hat oder über einsame Heiden reitet, ist die Natur nicht sowohl wild als verwildert, nicht jungfräulich, sondern melancholisch. Wenn im Norden der Edelmann „still und wild“ im Felde schweift, wenn der holsteinische oder mecklenburgische Bauer oft durch eine Tagesreise von der nächsten Stadt und der Berührung mit der Welt entfernt ist, so hat der italienische Pächter überall ein Kaffeehaus, ein Municipium und den Syndicus in der Nähe und nicht die Entfernung, nicht der Druck einformiger, massenhafter, elementarer Natur beschützt ihn vor mannichsacher Bildung, sondern höchstens die Vormundschaft abergläubischer Pfaffen und der auslaufende Feudalismus.

Indeß, die Sentimentalität, d. h. die Auflösung alles naiven Daseins in bewußten Empfindungs- Selbstgenuß, konnte nur eine vorübergehende Vorstufe zu freier Wiederherstellung der objectiven Welt sein. Wer wie Göthe zu Reife und Klarheit durchgedrungen ist oder dahin strebt, der betritt den klassischen Boden mit dem Gefühl der Förderung und stiller, inniger Seligkeit. Auch die große Menge sehnt sich wenigstens aus ihrer winterlichen Heimath nach Licht und Wärme, nach dem Glanze blauen Himmels, und so finden sich denn trotz dem Wechsel der Richtungen und Tagesinteressen, nach Intervallen von Ueberfättigung und Gleichgültigkeit, doch wieder Schriftsteller, die das alte Thema von Italien und seiner Schönheit unter dem Beifall des Publikums wieder aufnehmen, z. B. in neuerer Zeit Adolf Stahr und Ferdinand Gregorovius, beide — was bemerkenswerth ist — der humanen Lehre zugethan, die bei allem Anschein des Gegentheils im Stillen das Bekenntniß vieler und grade der Begabtesten ist. Auch in der Malerei ist die Landschaft nach Motiven des Südens zwar auf eine Weile zurückgetreten und hat dem reinen Stimmungsbilde — welches naturgemäß die nordische Natur vorzieht — Platz gemacht, aber was hätte dieser Zweig der Kunst Schöneres hervor-

*) R. r. 1, 2: non arboribus consita Italia est, ut tota pomarium videatur?

gebracht als Rottmanns italienische Landschaften unter den Arkaden in München, seine griechischen in der neuen Pinakothek? Hier findet man sie wieder, jene Linien der Berge, jene reiche Modellirung des Bodens und der braunen Erde, die luftgefärbten Felsenuser, das klingende Meer, die Meteore des Himmels, die ganze Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit der klassischen Gegenden, deren Erinnerung denjenigen, der sie genossen und verstanden, nicht verläßt und häufig für die relativen Reize der nordischen Natur unempfänglich macht. Auch Achenbach und Calame haben sich von den nördlichen Ufer- und Hochgebirgspartien mit glänzendem Erfolg zum Lichte des Südens gewandt: des Erstern stimmungsreiche Ansicht des Aetna von Taormina aus, des Andern glühende Ebene von Pästum mit den Ruinen (im Leipziger Museum) gehören zu dem Herrlichsten, was diese Künstler geschaffen.

VI. Architektur und Gärten.

An die Landschaft schließt sich congruent und charaktervoll die italienische Architektur.

Einen reizenden Anblick gewähren schon an den Seen Oberitaliens die unzähligen, ganz weißen, wie eben aus dem Bade gestiegenen kleinen Ortschaften, entweder unmittelbar im Wasser sich spiegelnd oder hoch am Rande der Felsen schwebend; in Nähe und Ferne von den überall ausgestreuten weißblinkenden Landhäusern umgeben, gleichen sie Haufen von Steinchen, die spielende Knaben am Wege hie und da zusammengetragen. Aber überraschend und mit einem Schlage wird in das Herz südlicher Baukunst veretzt, wer aus Tyrol auf der Eisenbahn in das herrliche, malerische Verona kommt. In dieser Stadt des Catullus, Dietrichs von Bern, des altchristlichen Bischofs Zeno und der Scaliger ist römisches, byzantinisches und mittelalterliches Alterthum mit der Renaissance ganz durchwachsen, jeder Schritt durch die Straßen und über die Plätze ist von Bedeutung, gewährt sinnvolle, reiche Architekturbilder. Fast alle Häuser schließen viereckige, mit Fresken gezierte, hochschwebende Arkadenböse ein, alle Fagaden sind in malerischer Unregelmäßigkeit durchbrochen, mit Säulen, merkwürdigen Thüren und Fenstern, alten Steinbildern, Nischen geschmückt; die Straße führt durch Thore und Bogen; Wasserstrahlen plätschern in Becken am Fuße verwitterter Statuen. Die piazza dei Signori dehnt sich wie ein vornehmer Saal mit steinernem Fußboden und seltsam schönen Palastr-

flächen; Drau stößt die von eben so verwitterten Bauzierden umgebene, mit populärem Leben gefüllte längliche piazza d'Erbe. Wenn der Vollmond dies alles beleuchtet, dann verwandelt es sich vollends in Traum und Märchen. Wie ernst, fest und stolz führt in ungleichen Bogen die gezähnte alte Brücke vom Schloß der Scaliger über die wilde Etsch! wie echt italienisch ist der Blick von der Höhe der Arena über das Labyrinth von Bauwerken, die braunen Hügel und die schwarzen Nadeln der Cypressen! Leider halten die Oesterreicher die schöne Stadt in soldatischer Umarmung und haben sie weit und breit mit ihren häßlichen mechanischen Festungscasematten umgeben, wie eine Nuß mit dreifacher stachelichter Schale.

Kommt man nach Mittelitalien, der Heimath der städtebauenden Etrusker, da liegen die Ortschaften überall auf dem Gipfel prismatischer Berge zusammengedrängt, die Eisenbahn muß in einer Entfernung Halt machen und nur Esel und Maulthiere mit Körben beladen, finden den Weg hinauf oder ein Doppeljoch breitgestirnter, schwerbeladener Ochsen schleppt den Wagen des Reisenden die staubige Straße hinan. Gelblich wie der Kalkfels, in horizontalen Terrassen, in rechtwinkligen Parallelogrammen, mit flachen Dächern steigen diese Städte wie ein Naturprodukt aus dem Gebirge auf und setzen ununterscheidbar die abgestoßene Bergwand fort, über der sie gelagert sind. Was ist hier Fels, was Haus, und wo beginnt die Cycloppenmauer und hören die natürlichen über einander geschobenen Felsblöcke auf? Ephen bekleidet beides und graugrünes Gestrüpp bricht aus den Fugen hie und da. Florenz selbst, die Erbin und Königin etruskischer Städte, die Nachbarin des cyclopischen, hochgelegenen Fäsiula, liegt zwar im Thal, aber man blicke z. B. aus einem der Fenster der Gallerie degli Uffizi auf die jenseits des Arno aufsteigende Stadt — lauter lichtgebräunte, rechtwinkelige Flächen, wie durch natürliche Hebung über einander gesetzt, von dunkeln Fensteröffnungen wie von Höhlungen durchbrochen, das Ganze wie ein phantastischer Querdurchschnitt durch ein geologisch mannichfaltiges Stück Erdruste. Nicht anders in Rom. Erhebt man in der ewigen Stadt einen der zahlreichen höhern Standpunkte, z. B. S. Pietro in Montorio oder in größerer Ferne den Monte Mario, dann liegt die Stadt dem Beschauer wie ein braungelbes Felsengewirr zu Füßen, aus dem sich einzelne Gruppen, wie die cubischen Massen des Vatikans und St. Peters, von dem Dom überragt, oder der schwere Cylinder der Engelsburg mit der davorliegenden Brücke, oder das Colosseum, wie eine ungeheure Schale mit halbabgebrochenem Rande, hervorheben. Alles aber,

altes wie neues Gemäuer, Säulen wie Paläste und Kirchen, Trümmer des Alterthums wie die Werke mittelalterlicher Barone und der Päpste, ist in den Sonnenkon der südlichen Landschaft getaucht, drückt, wie diese, nicht excentrischen Schwung, sondern ruhiges Dasein aus und ist, wo die Hand des Menschen etwa irrte, von der Natur selbst in ihre Einheit zurückgeführt und rein gestimmt. Hier und da in der Ebene, am Fuß der Berge, am Wege steht das Haus des Colonen oder Bingers oder die einsame Osteria, in einfachen zufälligen Umrissen, ohne Symmetrie, immer aber rechteckig, mit breiten Wandflächen und einzelnen unregelmäßigen Fenstern ohne Glas, eine verfallene Mauer schließt sich daran, von außen ist eine Steintreppe angefügt, Bilderfragmente, Inschriften, Schneckenkapitäler, wie sie der Ackermann beim Pflügen auf dem Felde findet, sind hineingemauert, das Wasser sammelt sich in einem alten Sarkophag, Ephen und Weinranken sich hinauf, eine dunkle Cypresse steht zur Seite, nackte Kinder spielen vor der hohen Schwelle im Staube oder braune Männer, vom Chor umgeben, strecken mit leidenschaftlichen Ausrufen einander die Finger entgegen; das Ganze, organisch und still, völlig in die Landschaft ausgegangen, Ausdruck naiver Sitte, vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht:

Die Hütte baute noch mein Vater

Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen —

und verfällt oder erweitert sich, je nach Bedürfnis.

Mehr nach Süden, wo maurisches und griechisches Wesen dazutritt, z. B. auf Capri, da bilden die Häuser vollkommene Würfel, als wären sie nur zufällig gerade auf diese Seite gefallen und als könnten sie auch auf eine andere gerollt werden. Längs der ganzen neapolitanischen Küste folgen sich in gewissen Intervallen die Warttürme, einst zum Schutz gegen die Seeräuber errichtet — die Furcht vor diesen hat die Strandgegenden verödet und in Sumpf verwandelt und die Ansiedelungen der Menschen von den Landplätzen auf die Bergspitzen vertrieben — jetzt, wo die Gefahr aufgehört hat, verfallen und malerisch die Landhäuser schmückend. Die Säulentempel des Alterthums bei Bajä, in Pästum, an verschiedenen Punkten Siciliens, seit vielen Jahrhunderten vom Lichte beschienen oder vom Winterregen benezt, sind in Ton und Farbe zu Naturwerken geworden. Die Travertinblöcke, aus der blaugrünen Sumpfebene aufsteigend, leuchten warm wie dunkles Gold, im Gegensatz zu dem tiefem Rothbraun der nehmformigen Ziegelbauten aus der Kaiserzeit, der offenen Wölbungen, die einst Tempelzellen oder Badehallen u. s. w. waren und nun, von

Schlingpflanzen umwuchert, halb von eigenen Schütte und der darüber sprießenden Dornvegetation verdeckt sind. Die Linien der einen wie der andern, aus einer höhern Welt, der der Kunst stammend, lösen sich allmählig auf und sinken der Natur in den Schooß zurück: das Siegel, das der bildende Geist in den Stein geprägt, erlischt. — An Steinbauten aus alter und aus neuer Zeit ist Italien übrigens unermesslich reich, die Lust am Bauen war hier immer groß und das schönste Material liegt fast überall bereit. Daher die unübersehblichen Gartenmauern, oft von dreifacher Mannshöhe, die Brücken und Bogen aller Art, die Paläste und Häuser mit den weiten innern Räumen, die Umfangmauern der Städte, die zahllosen Kirchen und Klöster, die Schlösser und Borgo's auf den Felsenspitzen, die Terrassen und Begebauten — es ist ein Land der Architektur, in dem auch der krystallinische Kalkstein, der leicht zu behandelnde Travertin, der harte Peperin und der Mörtel aus vulkanischer Asche heimisch sind und dessen klarer Himmel die architektonischen Linien so wirksam macht. Denn ein italienisches Bauwerk, in irgend einem nordischen Nebellande sorgfältig nachgeahmt, büßt seine Reinheit und den Zauber seiner Schönheit ein.

Wie diese südliche Steinbaukunst von den leicht faulenden, schief versinkenden, moosbedeckten oder grell angestrichenen Holzbauten des Nordens sich unterscheidet, so die italienische Villa von dem frei componirten Park. Letzterer kann Landschaftsphantastie genannt werden, erstere ist durchweg architektonisch gedacht. Die Villa führt, so zu sagen, nur künstlerisch aus, was ohne sie in der südeuropäischen Vegetation vorgebildet liegt. Gradlinig, mathematisch gezeichnet, mit schwarzen Laubwäldern, in stillen, reinen Umriffen umgiebt sie den Besitzer wie eine humanisirte, ideale Natur, die das Säulengebäude in der Mitte harmonisch fortsetzt und in der die marmornen Götterbilder auf grünem Hintergrunde den schönsten Platz finden. Die Villa verhält sich zum Walde, wie der Tempelbau zu den Bergen. Im Winter erquickt hier den Luftwandelnden die warme Sonne zwischen immergrünen Gewächsen, im Sommer kühlt ihn der plätschernde Springbrunnen, indes der Blick durch die freien Oeffnungen auf die blaue Sierra oder das Meer mit seinen Inseln oder auf die ruinenbesäte Umgegend fällt. Auch die einst prächtige und bewohnte, jetzt verfallene und halb verlassene Villa hat noch einen süßen elegischen Reiz, z. B. die Villa Este bei Tivoli, im sechzehnten Jahrhundert von dem Cardinal Hippolyt Este angelegt, jetzt durch die majestätischen Cypressen und den Blick von

der Terrasse auf die Campagna, unendlich anziehend. Einen großen Irrthum aber beging der Marchese Pallavicini, als er bei Genua in einer herrlichen Ufergegend seinen jetzt so berühmten Garten in englischer Weise anlegte: diese hohen Lorbeeren und stillen Myrten, die immergrünen und Korkeichen, die Magnolien, Kirschbeeren und Pimien, die ganze starre Baumvegetation, der lichte Himmel und die Felsenküste sträuben sich gegen die gewundenen Wege, die Ueberraschungen, Einsamkeiten, Spielereien mit chineesischen Tempeln, unterirdischen Grotten u. s. w. Die echte italienische Villa, ist auf dem Lande, wo sie entstand, ganz natürlich, viel natürlicher als die Brücken, zu denen erst das Thal gegraben werden mußte, die Tempelchen, in denen niemand betet, die berechneten stillen Plätze, die aufgetragenen Hügel, die nachgeahmten Bauerhütten aus Baumrinde u. s. w., wie sie so manchen Park geschmacklos zieren. Auch die Gärten der Alten bei ihren Villen bestanden in symmetrischer Anlage aus beschnittenen Hecken und geschorenen Bäumen, gradlinigen Gängen, offenen grün eingefassten Blumenbeeten, und die altfranzösische Gartenkunst eines Le Nôtre und seiner Nachfolger war keine neue Erfindung, sondern gleich dem damaligen Drama, Renaissance und Classicismus, Ausdruck der herrlichen, nach der barbarischen Phantastik und mythischen Trausfendenz des Mittelalters wiedererwachten Freude an Form und Maß.

VII. Thiere.

Daß in einem uralten Kulturlande wie Italien, das seinem größten Theile nach mit Pflanzungen, Gärten und Städten bedeckt ist, die Thiere der Wildniß selten oder ganz verschwunden sind, kann nicht Wunder nehmen. Eben so wenig, daß der nervöse, stadtbewohnende, durch eine seit langen Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Bildung humanisirte, an Pflege der Pflanzen und des Hausthiers gewöhnte Italiener keine besondere Neigung zu den groben Freuden der Jagd und deren Muskelanstrengung und Strapazen empfindet. Es fällt dem Grundherrn in Italien nicht leicht ein, sein Gehege eifersüchtig zu bewachen; Jagdservituten existiren kaum oder werden nicht beachtet. Es giebt wohl noch hin und wieder Wildparks, in denen fürstliche Personen und reiche Barone mit Bequemlichkeit Hirse und Eber erlegen: doch das ist Kunstjagd, Luxus der Vornehmen, nicht Volkslust. Vielmehr hat man, wie weit in

die Geschichte hinauf, so von Italien weit durch viele Zwischenstufen nach Nordosten zu gehen; ehe man zu den eigentlichen Jagdvölkern gelangt — durch dieselben Zwischenstufen, die von dem Travertinquaderbau des Architekturlandes zu den russischen wie Zelte aufgethauenen Holzhäusern aus Bakter, die leicht aufbrennen und leicht wieder gezimmert sind, und zu den Filzhibitten der Steppennomaden führen. Zwar giebt es in dem Gebirgen und Gebirgswäldern, besonders der Abruzzen, der Provinzen Capitanata und Molise, auf Sardinien u. s. w. noch genug Wölfe, gegen welche die Schaafheerden von gewaltigen Hunden geschützt werden, aber der Bär, der plumpe Traubendieb, so wie der Dachs, der Verwüster der Maisfelder, ist selten; in der Region der Gesträuche wohnen noch hie und da Rehe und Wildschweine, der Hirsch aber ist ausgerottet; die Moufflons auf Sardinien und Corsika, dem Zoologen so interessant, sind immer seltener geworden, besonders seitdem das weittreffende gezogene Gewehr erfunden worden; die von der Kultur vortheilenden Thiere, der den Kohl heutzutage hässliche Gase, Marder, Iltis, Biesel, Fuchs, die die Häuser und Hühnerställe umschleichen, sind häufig; in den Kastanienwäldern klettern die flinken Eichhörnchen auf und ab und springen von Baum zu Baum; in manchen Localitäten werden die rasch sich mehrenden Kaninchen zur Plage — aber alles dies verhält sich zu der Masse der Haus- und Kulturthiere wie der freie Wald zu den weiten Strecken angebauten, von einer dichten Bevölkerung bewohnten und betretenen Erdbodens.

Um so belebter ist der Himmel in Italien, diesem Lande der Vögel und der Vogelfsteller. Der Vogelfang ist hier eine wahre nationale Leidenschaft. Besonders im Herbst, wenn die Zugvögel, im Norden durch reichliche Nahrung fett geworden und durch die unterdeß ausgebrüteten Jungen in ihrer Anzahl vermehrt, ihren Weg zurück nach Süden nehmen, da fallen sie zu Hunderttausenden und Millionen den Netzen und Schlingen, den Leimwuthen, Pfeifen, geklendeten Lockvögeln und dem tödtlichen Rohr zum Opfer. Die Jäger scheuen die Umständlichkeit der Vorrichtung, die lange Weile des Lauerns und Wartens nicht und erwerben in der nöthigen Manipulation oft eine unglaubliche Geschicklichkeit. Und wie nach dem schon früher Bemerkten eine Menge Pflanzen, von denen die nordische Küche nichts weiß, hier in irgend einem Theil oder in irgend einem Stadium ihres Wachses essbar sind und gegessen werden, so dienen auch fast alle Vögel zur Nahrung; die mit größerem Fleisch würzen die Polenta der Armen und des Volkes, die feiner und zarterer füllen die Pastete auf

dem Tisch der Vornehmen. Schon in Frankreich kann man beobachten, daß im Gegensatz zu den rindermelkenden Germanen Geflügel eine Hauptnahrung bildet, Hühner, Puter, Tauben u. s. w.: ein Huhn im Topfe, Weizenbrod, Salat, ein Krug Wein ist ein ächt französisch zusammengesetztes Sonntagsmahl. In Italien haben schon die Alten nicht bloß aus Motiven religiösen Aberglaubens den Himmel und den Flug der Vögel viel beobachtet; sondern auch eine Menge Arten zahmen und wilden Geflügels zur Nahrung verwendet, Hühner, Enten, Gänse, Haus- und Feldtauben, die verschiedenen in Italien vorhandenen Species wilder Hühner, Wachteln, Drosseln, Schnepfen, ja selbst Kraniche, Amseln, Nachtigallen u. s. w. und das heutige Italien hat darin im Vergleich mit den Alten noch Fortschritte gemacht. Wenn trotz aller Nachstellungen die Zahl der geflügelten Luftbewohner sich nicht wie die der größern Landthiere verringert hat, so liegt der Grund in der geographischen Lage, in Kultur und Klima. Italien ist ein großer Durchzugsland für die Wandervögel; manche, die bei uns nur Sommergäste sind, fassen in Süditalien schon festen Stand; der Reichthum an Insecten, an Beeren und Früchten, an Kulturpflanzen giebt allen eine reichliche Nahrung. Wie oft steht der Wanderer in Italien Raubvögel am blauen Himmel unbeweglich schweben oder ihre Kreise ziehen; den Seeadler über den Uferfelsen, an denen er horstet, spähend, Geier, Weihen, Falken, Sperber, Habichte u. s. w. ihre Beute verfolgend. Besonders groß ist der Reichthum der Halbinsel an Tauben: die Feldtauben, von denen unsere zahme Taube stammt, in den Höhlen der Berge, der Meeresfelsen, in zerfallenem Mauerwerk nistend, oft in schöner Flucht aus den alten Uferthürmen sich aufschwingend; die scheuen, waldbewohnenden, von Eicheln, Bohnen u. s. w. sich nährenden Ringeltauben; die im Frühlinge aus Afrika kommenden und im Herbst wieder dahin ziehenden Holztauben; die wegen ihrer Treue gepriesenen, geschwinden, lieblichen, gleichfalls in Afrika überwinternden Turkeltauben; alle viel gefangen und oft auf der Tafel erscheinend. Unter den zahlreichen Hühnern ist der ächte Vogel des mittelländischen Meeres, der Francofino — so genannt, weil das Gesetz ihm angeblich einen Freibrief gegen Tödtung gewährt — nicht bloß in Süditalien, sondern auch in Smyrna, Cypern und der ganzen Levante als köstliches Wildpret berühmt. Im Herbst kommen in Schaaren die Drosseln (Weindrosseln, Singdrosseln u. s. w.), wenn gerade die Beeren des Wachholders, des Erdbeerbaums, des *Leontiscus*, so wie Trauben, Oliven und Feigen reif geworden, ungeduldig

erwartet, listig umgarnt und während des Winters in Masse verspeist; eben so die fetten, schwerfliegenden, unendlich zahlreichen Wachteln, die bei ihrer Reise nach Afrika jeden Ruhepunkt auf Inseln und an Vorgebirgen aufsuchen und dann den Habichten und Falken und bei nächtlicher Weile den Nezen und Lockvögeln der Menschen als Beute versallen. In der Umgegend Neapels, z. B. auf Capri und Procida, gehören aufgesteckte Wachtelstangen und Wachtelneze zu der charakteristischen Staffage der Herbst- und Frühlingslandschaft. In den wasserreichen Niederungen an der Mündung der Po-Arme, und wo sonst in Italien stöckende Flüsse Sümpfe und Lagunen gebildet haben, da wimmelt es von Enten, Tauchern u. s. w. und zu gewissen Zeiten knallen die Büchsen auf den stillen Wassern von allen Seiten und die Kähne füllen sich mit leichter Jagdbeute. Von den kleinern Singvögeln, den spielenden, hüpfenden Bewohnern der Hecken, Bäume und Dächer, wimmelt in Italien überall ein großes Heer. Die liebliche Lerche wirbelt schon bei Rom in der Campagna den ganzen Winter über (leider wird sie viel weggeschossen, da ihr Fleisch für einen Lackerbissen gilt); zu Anfang des Sommers schmetterten in den paradießchen Thälern die Nachtigallenchöre noch eben so süß wie einst im Hain von Kolonos; Grasmücken, Amseln, Hänflinge, Zinken und eine Menge in Deutschland unbekannter Arten beleben zwiſchernd mit mannichfachen Stimmen die Saatkelder, das Gebüsch und die Kronen der Fruchtbäume. Nur einige größere Vögel sind selten oder fehlen ganz, wie der Storch — man sieht ihn in Italien nicht, wie in Deutschland, auf den Dächern der Bauerhäuser; der Schwan — er ist ein Vogel des Nordens; die Trappe, die Gans.

Unter den Meeresbewohnern ist vor allen der heiterzierliche Delfhin zu nennen, der muskliebende, sagenberühmte Freund der Menschen. Delfhine beleben in närrischer Lustigkeit jede Fahrt durch das blaue Element, der Fischer schont sie, sie helfen ihm beim Fang der Thunfische; sie unterhalten den Schiffer:

Langhin sucht sich die Gleise des Kiels, worin die Delfhine
Springend folgen, als stöh' ihnen die Beute davon.

Von den Thieren niederer Ordnung will ich hier nur der Cicade gedenken, da ihr durchdringendes Gezirpe zu dem Eindruck der Sommerlandschaft nicht wenig beiträgt. Sie verstümmt um die Tageszeit, wenn die Nachtigall beginnt, und umgekehrt. Ihr „lillenzarter Gesang“, wie Homer ihn nennt, der Gesang der „süßen Verkündigerin des Sommers“ (nach

Anakreon), der „sonneverbräunten“ (nach Theokrit), ist wie die laut gewordene Mittagsglut selbst, die Stimme der im weißen Glanze regungslos ruhenden Natur, Berg. Gel. 2, 12:

At mecum raucis, tua dum vestigia lustro,

Sole sub ardenti resonant arbusta cicadis.

Hat auf die erwähnte Weise der Anbau in Italien das Gethier der Wildniß ausgerottet oder ihm den Raum geschmälert, so treten dafür in jeder landschaftlichen Scene die Haus- und Kulturthiere ein, malerisch, form- und stilvoll, das Naturbild ergänzend, ohne es zu stören. In Mittelitalien fällt dem Fremden zunächst der Stier auf, mit armlangen Hörnern und glatter Haut und von silbergrauer Farbe. Wenn er wiederläufig im Schatten einer alten Mauer daliegt, ganz Sättigung und Reproduction ausdrückend, gleicht er einem antiken Thierbilde, z. B. in Mithrasdarstellungen; wenn ihrer zwei den Pflug durch den fetten schwarzen Acker ziehen, von dem halbnackten Ackerer im Strohhut geleitet, und die ganze Gruppe sich in einiger Entfernung gegen den lichten Himmel abhebt, glaubt man ein Bild der Urzeit, ein ins Leben getretenes antikes Basrelief zu sehen. Ost begegnet in Süditalien auch das Paar Stiere, wie sie mit dem Ringe durch die Rüstern und das hölzerne Joch quer über den Nacken tragend den schweren Wagen ziehen, dessen zwei ungeheure hölzerne Radscheiben, die tympana, sich in uralter Weise mittsammt der Achse hin- und herfortwälzen, Berg. Georg. 1, 163:

magnaue Eleusinae matris volventia plaustra.

Unbekannt waren den Alten dagegen die Büffel, die jetzt in der römischen Campagna, in den pontinischen Sümpfen u. s. w. so häufig sind. Mit rückwärts gebogenen, anliegenden, kurzen Hörnern, in dem schrägen dummsüchtigen Auge eine Thräne, schreiten die Büffel in Herden, die der Hirt mit langem Stachel regiert, oder liegen in der heißen Zeit bis an den Kopf in dem kühlern Sumpfwasser oder schleppen mit gewaltiger Zugkraft langsam den hochgethürmten, mit Garben und Menschen beladenen Erntewagen. In der Campagna sind durch Bäume hin und wieder Aysle gebildet, hinter denen der Wanderer vor der Wuth dieser Thiere, die wohl gebändigt aber nicht gezähmt sind, sich birgt. In den einsamern Sumpfgenden, z. B. um Pästum, sollen sie indes folgsam sein, bis sie in die Gegend von Neapel getrieben werden, wo der Wechsel der Gegenstände und der Lärm der Menschen sie aufstört und wild und wüthend macht.

Das eigentliche Charakterthier für die gebirgigen Landschaften Italiens und Griechenlands ist aber nicht das Rind, sondern neben dem Schafe die kletternde, knoppernde Ziege. Sie bedarf nicht des saftigen, feuchten Wiesengrases, sondern nährt sich auf- und abspringend von der Strauchvegetation und den harten würzigen Kräutern, die an den heißen Bergwänden sprossen, am liebsten von dem immergrünen Arbutus, der unserem Heidekraut auf Trockenbergen entspricht. Ueberaus malerisch hängen diese Ziegenheerden weidend über den Felsabstürzen; Abends geht der Hirt, in struppiges Ziegenfell gekleidet und selbst einem aufrechtstehenden Bock nicht unähnlich, blasend mit der Tuba voran und seiner ländlichen Musik drängt sich von allen Seiten blöckend und meckernd die Schaf- und Ziegenheerde nach, um in der Hürde gemolken zu werden. In den kleinern Ortschaften des Südens bekommt der Reisende zu seinem Kaffee nicht leicht andere als Ziegenmilch, die ihm anfangs nicht behagt, an deren gewürzigem Wohlgeschmack er später aber um so größeres Vergnügen findet. In den bergigen waldlosen Gegenden des Südens ist die Ziege in der That das durch die Umstände angezeigte Haus- und Heerdenthier des Landmanns, das ihn kleidet und nährt (drei Ziegen sollen dem Ertrage nach etwa einer Kuh gleich sein, fordern aber viel weniger Wartung und Aufwand): sie selbst aber ist wiederum Schuld, daß kein Wald wieder aufkommen kann; besonders nach den jungen Sprossen der aufschießenden Bäumchen lustern, tödtet sie die Baumvegetation im Entstehen*). Uebrigens war die Ziegenzucht im Alterthum schon ganz so verbreitet, wie noch jetzt, und zahlreiche Stellen der alten Dichter malen uns das Leben der Ziegenhirten, so wie das ihrer springenden Böcklinge noch ganz mit den heutigen Zügen. Ein ächtes Ziegenbild enthalten z. B. die Verse des Theokrit 5, 128:

Cytisus fressen bei mir und Geisblatt immer die Ziegen,
Wandeln auf Mastixlaub und ruhn im Arbutusgesträuche,
und die ganz ähnlichen des Horaz, Od. 1, 17, 5:

Impune tutum per nemus arbutos
Quaerunt latentes et thyma deviae
Olentis uxores mariti.

Auch Vergils Ziegen hängen weidend an der struppig bewachsenen Felswand über dem im Schatten ausgestreckten Hirten, Eccl. 1, 75:

*) Harum dentes, sagt Varro de r. r. 2, 3. von den Ziegen, inimici sattonis, und übereinstimmend Vergil, Georg. 2, 196: urentes culta capellas.

Itē meae, felix quondam pecus, ite capellae!

Non ego vos posthac, viridi projectus in antro,

Dumosa pendere procul de rupe videbo!

und nähren sich von Baumsprossen und dornigem Gewächs, Georg. 3, 314:

Pascuntur vero silvas et summa Lycaei

Horrentesque rubos et amantes ardua dumos —

und auch schon damals schritt der Hirt, wenn der Abend gekommen, blasend voran und die Heerde folgte (Boß zu Berg. Cl. 2, 23). Aus Theokrit erzieht man, daß die Insel Sicilien schon um das Jahr 300 v. Chr. von Ziegen bevölkert und also schwerlich viel mehr bewaldet war als jetzt. Attika war zur Zeit der höchsten Blüthe, wie häufige Erwähnungen beweisen, ein dürres, wasserloses Land der Ziegen, und der Pentelikon und Hymettus mit Arbutus und Kappernsträuchern, in denen die Ziegen naschend kletterten, bewachsen wie noch heut zu Tage. Ja schon der alte Homer weiß von Ithaka, der Felseninsel, daß sie von Ziegen beweidet wird (Od. 4, 600 ff.), und drückt dies so aus, daß wir sehen, die Heimath des Odysseus habe sich hierin von den übrigen griechischen Inseln nicht wesentlich unterschieden. Unter den vielen Inseln, die nach den Ziegen benannt sind, wollen wir hier nur das in neuester Zeit so berühmt gewordene Felseneiland Caprera nennen.

Dieselbe Natur, die die Verbreitung der Ziege, der Genossin des Armen, begünstigte, hat auch den Esel zum allgemeinen Haushier und Lastträger gemacht. Selten wird der graue genügsame Langohr, auf dem Sancho Panza ritt, in den Ländern am Mittelmeer in irgend einem Landschaftsbilde, wo nur Menschen und menschliche Wohnungen in der Nähe sind, als Staffage fehlen, bald wie er ruhig an der Hecke dasteht und ungeheure Stacheln, mit denen man ein Kalb abstechen könnte, im Maul umdreht und verzehrt, bald wie er mit gleichschwebenden Körben und Kästchen beladen, vom Treiber mit dumpfen Rufen oder auch mit dem Stachel ermuntert, zur Stadt schreitet oder trippelt, bald wie er von der graziosig sitzenden jungen Frau gelenkt wird und dazu klug mit den langen Ohren, die jede Seelenregung alsbald verrathen, auf- und abtelegraphirt u. s. w. — meistens feurriger, als bei uns, ja wahrhaft edel und zierlich in Gestalt und Gang und je weiter nach Süden, desto weniger den Jammergestalten in deutschen Bädern zu vergleichen.

Die Genügsamkeit und die Sicherheit im Klettern durch die Berge giebt in diesen Ländern auch dem Maulthier, das schon Homer und das Alte Testament kennen, den Vorzug vor dem Pferde, welches letztere bei den Alten weniger das arbeitende Zugthier als der edle Kriegsgefährte des Menschen war: bellator equus. Ein Zug gepackter Maulthiere im Gebirge, hoch über der schroffen Felswand sich fortbewegend und von charakteristischen mulattieri begleitet, oder da wo es gute Straßen giebt, ein Wagen mit vier raschen, schellenbehängten Maulthieren bespannt — gewährt ein schönes, malerisches Bild.

(Schluß folgt.)

Cagliostro in Mitau.

Die „ehrwürdige Loge der Freimaurer“, wie sie in den Aktenstücken des vorigen Jahrhunderts benannt zu werden pflegte, zählte in Mitau die angesehensten Familien zu ihren Mitgliedern und hielt ihre Versammlungen in dem jetzt v. Derschauschen Hause in der Seestraße. An diese empfohlen, erschien im März 1779, unter dem Titel eines spanischen Grafen und Obristen Cagliostro, ein Fremder in Mitau, in Begleitung einer jugendlichen, schönen Frau. Er meldete sich bei dem Landmarschall v. Medem als Freimaurer und erklärte, er sei von seinen Obern in wichtigen Geschäften nach dem Norden geschickt und an ihn in Mitau als Meister vom Stuhle gewiesen.

Herr v. Medem nahm hierauf keinen Anstand, diesen Grafen Cagliostro dem Oberburggrafen von der Howen, seinem eigenen Bruder, dem Kammerherrn v. Medem, und andern Angesehenen vom Adel als einen erfahrenen und kenntnißreichen Mann vorzustellen. Auf diese Weise ward denn der fremde Freimaurer allmählig in den angesehensten Familien des kurländischen Adels, welche sich damals in Mitau aufhielten und in der Freimaurerloge sich zusammensanden, bekannt und gastfreundlich aufgenommen. Ganz besonderes Interesse fanden auch die weiblichen Glieder der Familien an ihm, da er sich als kenntnißreich, fromm und geheimnißvoll zeigte und den Damen verhiess eine Loge d'adoption zu gründen, in welche auch Frauenzimmer zugelassen werden sollten, was sonst nicht gestattet war. Diese Loge d'adoption trat denn auch als-

bald ins Leben, und mehrere Cavaliere und Damen von Stande ließen sich in dieselbe aufnehmen und unter Andern auch die bereits erwähnten Herren v. Medem und von der Hoven, ferner Herr v. Korff und die Frauen dieser Häuser, namentlich Elise von der Necke, die berühmte Schriftstellerin, welche eine geborene v. Medem und Stieffschwester der Herzogin von Kurland war, und endlich die Herren: Hofrath Schwander, ein damals hochangesehener Rechtsgelehrter, und Hofrath Dr. Lieb, ein nicht minder geachteter Arzt, und Notarius Hinz.

Dieser Zusammentritt einflussreicher, geachteter und heldenkender Personen machte ebensowohl in Mitau als auch in Petersburg das größte Aufsehen; von nun an war Cagliostro's Ruf im „Norden“ begründet. Sein Aufenthalt in Mitau ist aber schon deshalb von besonderer Bedeutung, weil die später veröffentlichten Bekenntnisse Elizens v. d. Necke der Welt eine Aufklärung vorgeführt haben, wie solche sonst nirgends über das Treiben dieses berühmten Abenteurers auf unsere Zeit gekommen ist. Frau v. d. Necke hatte nämlich alle Erlebnisse mit Cagliostro in ein besonderes Tagebuch genau verzeichnet, und dieses Tagebuch aus dem Jahre 1779 wurde von ihr im Jahre 1787 mit aufhellenden Erläuterungen in den Druck gegeben, unter dem Titel: „Nachricht von des berühmten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779 und von dessen magischen Operationen, von Charlotta Elisabeth Constantie von der Necke geb. Gräfin v. Medem. Berlin und Stettin bei Friedrich Nico ai.“

Es gehörte die edle und starke Natur der berühmten Frau dazu, um bei ihrer gesellschaftlichen Stellung mit diesem öffentlichen Bekenntnis ihrer früheren Schwäche hervorzutreten. Die Pflicht, welche sie dem Publikum schuldig zu sein glaubte, überwog in ihr alle Rücksicht auf Verspottung, üble Nachrede und Gefahr; denn auch nicht einmal ganz ohne Gefahr erschien es, einer Persönlichkeit wie Cagliostro auf diese Weise entgegenzutreten; wenigstens hegte Frau v. d. Necke selbst bei der Herausgabe ihres Buches noch die Ansicht, daß sie sich damit geradezu dem Dolche oder der Vergiftung aussetze.

Der Mann, welcher sich, wie erwähnt, in Mitau als spanischer Graf eingeführt hatte, war nach spätern Ermittlungen, welche man vorzugsweise dem deutschen Dichtersfürsten verdankt, weder ein Spanier noch auch von Geburt ein Graf, sondern, wie Göthe in seiner sicilianischen Reise erzählt, der Sohn armer Bürgerleute in Palermo: des Pietro Balsamo und der Felizia Bracconieri, welche diesen ihren Sohn frühzeitig in ein

Kloster abgegeben hatten, wo er in der Kloster-Apotheke Beschäftigung fand. Das Geburts-Datum Joseph Balsamo's (so hieß unser Held) wird auf den 8. August 1743 verlegt. Seine schlechte Gemüthsart und boshaften Streiche, die er beging, entfernten ihn bald aus jenem Kloster, wo er einige chemische und theologische Kenntnisse ausgegriffen haben soll. Er entfloh aus seiner Heimath, in welcher er einen bösen Leumund, Schulden und sogar den Verdacht der Betheiligung an einem Morde zurückließ. Diese Nachrichten beruhen auf den authentischen Mittheilungen der nächsten Verwandten des Joseph Balsamo, welche Göthe selbst aufgesucht und von denen er mit List und Eifer das Nähere erkundet hat.

Den Namen Cagliostro von einem Unverwandten seiner Familie entlehrend, durchstrich der junge Abenteurer Sicilien, Italien, Alexandria, Rhodus, Malta, bis er denn endlich auch in Rom eintraf. Hier erschien er bald als Abbé, bald als Weltmann und fand seinen Unterhalt als Künstler, indem er mit Feder und Tusche Zeichnungen anfertigte, die er für Kupferstiche verkaufte; wahrscheinlich aber betrieb er dabei die einträglichere Kunst falsche Wechsel zu schreiben und Urkunden aller Art zu fälschen, denn alsbald zeigte er sich mit dem Patent eines preussischen Obristen, welches die Unterschrift des Königs Friedrich II. trug, an der Seite einer schönen jungen Römerin, Lorenza Feliciani, eines gewesenen Stubenmädchens, das er mit Zustimmung ihrer Eltern geheirathet hatte.

Nunmehr durchzog Cagliostro Italien, Spanien, die Schweiz und erschien darauf in London, wo er von 1771 bis 1772 vielfache Gaunereien verübte, bis er nach Frankreich entfliehen mußte. Hier entwißte ihm seine junge Frau, welche der elenden Lebensweise Cagliostro's überdrüssig geworden war und, wie es scheint, schon längst damit umging, sich von ihm loszumachen. Nachdem Cagliostro sie ermittelt und unter seinem wahren Namen, als Joseph Balsamo, polizeilich reclamirt hatte, begann er dasjenige Gewerbe, durch welches er berühmt geworden ist, d. h. den Betrug durch Thaumaturgie, indem er den Magier spielte, welchem Geheimmittel und Naturkräfte zu Gebote ständen, der Gold zu machen, das Leben zu verlängern, Schätze zu entdecken, in die Zukunft und in die räumliche Ferne zu schauen vermöge, u. dgl. m. Vermitteltst dieser Künste ward nun Cagliostro allmählig eine Person, deren Ruhm sich durch ganz Europa verbreitet hatte. Er galt Vielen als ein Erretter und Heiland des Menschengeschlechtes; sein Brustbild stand in Frankreich auf den Kaminen, war in Ringe gravirt, die Pariser Mode ersand Mützen und Hüte, Uhr-

fetten, Knöpfe 2c. à la Cagliostro, welche durch die Welt gingen, und unter seiner Büste las man die Unterschrift „der göttliche Cagliostro“. Körperschönheit scheint ihm nicht eigen gewesen zu sein; ein Zeitgenosse schildert ihn so: er sei ein kleiner breitschulteriger Mann mit schwarzen Haaren und lebhaften Augen, habe ein volles Gesicht, eine etwas hervorstehende Oberlippe und kleine Hände und Füße. Wenn man ihn selbst nach seiner Heimath befragte, sagte er, daß ein Geheimniß über seiner Geburt, über seinem Stande und seinen Eltern schwebte; Vertrauteren theilte er wohl auch mit, er sei der Sohn des Großmeisters des Malteserordens, oder der Sohn eines Fürsten von Trebisonde, oder er stamme aus dem Geschlechte der riesigen Enakskinder, deren in der Bibel erwähnt wird; drang man aber weiter in ihn, so versank er in seltsames Schweigen und sagte dann mit Stolz: „Ich bin, der ich bin,“ oder er zeichnete statt der Antwort seine Devise: eine Schlange mit einem Apfel im Munde, deren Schwanz in einen Pfeil verlief. Ebenso erzählte er von seinen wunderbaren Reisen, von seinem mehrjährigen Aufenthalte in Mekka und unter den Pyramiden. Ueber sein Alter waren seine Auskünfte nicht weniger wunderbar; bald wollte er schon vor 150 Jahren gelebt haben, und besonders gläubigen Ohren vertraute er sogar, daß er auf der Hochzeit zu Kana gegenwärtig gewesen.

Nachdem dieser Wundermann noch Deutschland durchreist und Leipzig, Berlin, Danzig, Königsberg berührt hatte, erschien er denn, wie gesagt, im März des Jahres 1779, in Mitau. Sein Logis soll Cagliostro zunächst in dem jetzigen Davidoff'schen Hause an der Ecke der See- und Schreiberstraße genommen haben, später aber in die Wohnung der Herren von Medem, zunächst der großen Synagoge, gezogen sein; hier wenigstens hat er den größten Theil seiner Rolle abgespielt. Diese Rolle war in Mitau eine andere als bisher: während Cagliostro sonst gerade nicht die Gestalt eines Weltmanns angenommen hatte, erschien er in Kurland mit einer vornehmen Auslage und predigte Sittlichkeit, Moral, frommes Leben, Gottesfurcht. Die zuweilen durchsetzende Ungeschliffenheit seiner Manieren schrieb man nachsichtig auf Rechnung seines langen Aufenthalts in Mekka und Aegypten oder auf den täglichen Kampf mit einem Heere ihn verfolgender böser Dämonen; sprach er es doch selbst aus: „wer mit Geistern umgehen müsse, habe durchaus alles Materielle zu bekämpfen.“

Cagliostro hatte anfänglich in Mitau nur für seine Loge d'adoption zu wirken geschienen und es abgewiesen Beweise seiner Kunst in der Magie

zu geben; als sich aber das nicht mehr hinauschieben ließ und er seine Position für ziemlich gesichert halten konnte, trat er denn auch mit einzelnen Wunderthaten auf. Unter Anderem hatte er verheißen, Bernstein zu schmelzen, aus kleinen Perlen große zu bereiten, aus Quecksilber gediegenes Silber herzurichten. Gleich bei der Schmelzung des Bernsteins bewies Cagliostro ebensowol seine maßlose Frechheit als auch seine Gewandtheit, sich aus Verlegenheiten zu helfen. Er hatte die Schmelzung des Bernsteins als eine Kleinigkeit ausgegeben, man war besonders begierig auf das Resultat, da man im Bernsteinlande lebte und sich vielen Gewinn davon versprach. Ein Kreis seiner Verehrer saß um ihn, er konnte den Bitten nicht mehr widerstehen, endlich mit besonderem Pathos dictirt er ein Recept, aber — man erkennt: es sei nichts als ein Recept zu Räucherpulver. Cagliostro hatte seine Zuhörer falsch taxirt, und man erhob sich mit Empfindlichkeit; der Magier aber verliert die Geistesgegenwart nicht und erklärt, „es sei ihm daran gelegen gewesen, seine Schüler kennen zu lernen, und schmerze ihn tief, in denselben nicht Verehrer des höhern Principis, sondern kaufmännischen Geist in Bezug auf Erlangung einer Handelswaare gefunden zu haben; er sei nicht nach Kurland gekommen, um Bernstein zu schmelzen, sondern auf Befehl seiner Obern.“ — Man stand beschämt vor dem schamlosen Betrüger, welchen man noch nicht erkannt hatte.

Ein anderes Mal war Cagliostro in einem vornehmen Cirkel der Herzogin Wittve Benigna von Kurland, der Mutter des Herzogs Peter, begegnet und hatte deren echte kostbare Perlen mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, dann aber ausgerufen: „Sonderbar! ich begegne hier Bekannten — ich habe diese Perlen selbst gemacht.“ Als man von ihm die Anfertigung solcher Perlen verlangte, half er sich damit durch, daß dazu viel Zeit erforderlich sei, welche ihm mangle, da er in einigen Wochen nach Petersburg reisen müsse. — Die Verwandlung von Quecksilber in reines Silber muß aber Cagliostro besonders gut von der Hand gegangen sein, denn wir hören von Elise v. d. Recke erzählen, daß er durch dieses Kunststück die beiden Herren v. Medem und den Herrn v. d. Hoven gewonnen und von seiner Wunderkraft überzeugt habe.

Anders verhielt es sich freilich mit dem Hofrath Schwander, denn dieser hatte seine ganze Beredsamkeit angewandt, um die Frauen von dem Zutritt zur loge d'adoption abzubringen; da aber seine Gründe und Warnungen nicht verfrugten, erklärte der Ehrenmann und bewährte Freund

des v. Medem'schen Hauses: „dann trete ich auch in die Loge.“ Hiezu bemerkte Elise v. d. Recke: „unvergeßlich ist mir der Blick, der Ton der Stimme, mit welcher Schwander mit verhaltenen Thränen mich ermahnte und dann ausrief: wenn ich todt sein werde, und Umstände Sie von Ihrer Schwärmerei geheilt haben, dann erst werden Sie das Opfer ganz fühlen welches ich Ihnen jetzt bringe.“

So traten denn auch Schwander, Lieb und Hinz in die Loge d'adoption ein. Die Schwester der Frau v. d. Recke, die spätere Herzogin Dorothea von Kurland, scheint sich überall von Cagliostro ferner gehalten zu haben; wenigstens wird erzählt, daß sie auf sein Ausuchen, ihm das Versprechen abzulegen, nur einen Freimaurer zu heirathen, die zuverlässliche Antwort gegeben habe, sie binde sich durch kein derartiges Versprechen und werde heirathen wen sie wolle.

Von dem ersten größeren magischen Experiment, welches Cagliostro in Mitau machte, erzählt Frau v. d. Recke folgendermaßen:

„Mein Vater und mein Vaterbruder verfügten sich zu Herrn v. d. Howen, und der jüngste Sohn meines verstorbenen Vaterbruders wurde zu diesem Experiment bestimmt. Wie Cagliostro eigentlich dabei verfuhr, weiß ich nicht mit Zuversicht zu sagen, da ich kein Augenzeuge dabei war, aber die Herren erzählten uns folgender Gestalt die Sache. Cagliostro habe in die linke Hand und auf das Haupt des Kindes, nach Cagliostro's Aussage, das Del der Weisheit gegossen und so unter dem Gebete eines Psalms den Knaben zu einem künftigen Lehrer eingeweiht, der Kleine wäre bei dieser Operation sehr erhitzt worden und in Transpiration gerathen; darauf habe Cagliostro gesagt, dies wäre ein Zeichen, daß die Geister Wohlgefallen an dem Kinde hätten. Nun habe Cagliostro in des Knaben Hand und auf dessen Kopf Charaktere geschrieben, dem Knaben geboten unaufhörlich in die gesalbte Hand zu sehen, und so habe er die Beschwörung angefangen. Zuvor habe Cagliostro meinen Vaterbruder gefragt, ohne daß das Kind es gehört, was er seinem Sohne für eine Erscheinung machen sollte. Mein Vater habe Cagliostro gebeten, er möge dem Kinde seine Mutter und die Schwester, die noch zu Hause sei, erscheinen lassen, damit der Knabe nicht erschrecke, wenn er die Erscheinung sehe. Ungefähr 10 Minuten nach der Beschwörung habe das Kind gerufen: es sehe seine Mutter und Schwester, da habe Cagliostro gefragt: was macht Ihre Schwester? und das Kind habe geantwortet: sie greift sich nach dem Herzen, als wenn ihr da Etwas wehe thäte. Nach einer Weile habe der

Kleine gerufen: jetzt küßt meine Schwester meinen Bruder, der nach Hause gekommen ist."

Es hatten sich nun aber weiter diese Gesichte des Kindes sämmtlich bestätigt, was um so erstaunlicher erscheinen mußte, als der letzterwähnte Bruder des Kindes gar nicht in Mitau anwesend, sondern 7 Meilen außerhalb Mitau gewesen und gerade damals unverhofft eingetroffen war, überdies aber das Howensche von dem Medem'schen Hause durch mehre Straßen entfernt lag. Durch welche Mittel Cagliostro dieses Experiment auf die erzählte vollkommen gelungene Weise vollführen können, ist nicht enthüllt worden, wohl aber ist später festgestellt, daß Cagliostro den kleinen sechsjährigen Medem durch Liebkosungen, Versprechungen und Drohungen der Art für sich zu gewinnen gewußt, daß der Knabe nach Cagliostro's Instruction gehandelt habe. Die Gefügigkeit des Kindes begreift sich bald, wenn man dessen zartes Alter, Cagliostro's gewaltige Persönlichkeit und endlich die allgemeine Verehrung, welche dem fremden Manne gezollt wurde, dabei berücksichtigt; es muß vielmehr ganz natürlich erscheinen, daß ein Kind, welches aus Aller Munde nur Bewunderung für den einen Mann vernahm, sich gleichfalls gefällig erwies, darin Spaß fand und dann auch gern die eigene Hulldigung und Bewunderung hinnahm. Cagliostro beobachtete dabei des Verfahren, daß er dem Kinde zur Pflicht machte, immer den ersten Theil seiner Frage zu bejahen; er fragte z. B.: „Sehen sie eine weiße Lichtgestalt oder einen Tannenbaum?“ — u. s. w. Ferner legte er dem Kinde einen Bogen mit Charakteren d. h. geheimnißvolle Zeichen vor, das Papier war aber durchsichtig fein und unter dem ersten Papiere lag ein zweites, bemalt mit farbigen in die Augen fallenden Bildern, und nach diesen letztern antwortete denn das Kind, welches, wie wir weiter sehen werden, stets hinter einem Schirme oder einer Scheidewand allein saß. „Was sehen Sie?“ fragte Cagliostro — der Kleine sah auf dem bemalten Bogen die lichte Frauengestalt und gab darnach die Antwort. — Der Knabe erhielt dann durch Cagliostro's Vermittlung hübsche Geschenke, eine galante Uniform zc., war aber auch bedrohet, im Falle des Ausplauderns in Stücke gehauen zu werden, wobei Cagliostro auf einen Degen hinwies, mit welchem er bei seinen Zaubereien magische Kreise zog.

Seit dem Tage der Errichtung der loge d'adoption führte Cagliostro tägliche Gespräche über Magie und Nekromantie, oder zu deutsch: Zauberkunst und Todtenbefragung, Geisterbeschwörung und Geisterbannung. Er machte seinen Anhängern zur Pflicht, nur an Logentagen und auch dann

nur im intimsten Cercle über diese Angelegenheiten zu sprechen, desto eifriger aber für sich über diese Dinge nachzudenken und auf diese Weise sich für den Dienst des Wesens zu bereiten, dessen Erlangung mit besondern Schwierigkeiten verbunden sei. Elise v. d. Recke erzählt, wie gerade diese Anweisung sie immer tiefer zu Abgeschlossenheit und Grübelei verleitet und ihren Einblick in die Unwahrheit dieses Treibens getrübt habe. Genug! Cagliostro hatte seine Anhänger allmählig dahin gebracht, wohin er wollte, zu vollständiger Abhängigkeit, unbedingtem Glauben an seine Wunderthaten und seine Macht über Menschen und Geister.

Inzwischen hielt Cagliostro seinen Mitauer Anhängern auch förmlich Vorträge über magische Philosophie, wie er seine Lehre nannte. Frau v. d. Recke hat uns Bruchstücke dieser Vorträge überliefert, welche sie nachgeschrieben. Man wird daraus bald erkennen, wie dieser Meister der Hohlrednerei sich und seine angebliche Lehre in allerlei Mystereien hüllt und die Summe aller seiner Wichtigthuerei auf Unfinn hinausläuft, der nur deshalb bei seinen Zuhörern Eingang fand, weil er einestheils an die Freimaurerei, welcher diese ergeben waren, anknüpfte, anderntheils die schwärmerische Stimmung jener Zeit, welche namentlich in den Frauenseelen wucherte, klug benutzte, immer aber Chamäleonartig die Gestalt annahm, welche seinen Anhängern im gegebenen Falle am meisten zusagte. In Mitau zeigte er sich, abweichend von seinem Verhalten in Paris, Straßburg und Leipzig, in einem frömmelnden Gewande, während er an jenen Orten alle Religion verlacht und Alles auf Naturmächte zurückgeführt hatte, deren Kräfte er in Aegypten erlernt haben wollte. In Mitau fand er unter den höher Gebildeten ein kleines Publikum religiös und moralisch erregter, empfindungsfeliger Menschen, und so trat er als Philosoph und Prophet auf, der weit über die gewöhnliche Freimaurerei hinausgehend, die aegyptische Freimaurerei lehre, in welche er dann hineinverflocht, was ihm gerade in den Kram paßte. Da der Wundermann keine Sprache geläufig redete, so wurden diese Vorträge in einem eigenthümlichen Kauderwälsch gehalten, aber immer mit den gewaltigsten Gesten begleitet. Der Ton der Begeisterung, die Heftigkeit des Vortrags und der Galimathias von fremden und zum Theil sinnlosen Worten machte auf die Zuhörer — in der Stimmung, in welche diese einmal sich befanden — einen großen Eindruck; den alltäglichsten Dingen wußte Cagliostro einen geheimnißvollen Anstrich zu geben und Effect damit zu machen, aber sehr oft lies auch etwas ganz Plattes mitunter, und wenn man ihn hierauf aufmerksam machte, pflegte er zu

erwidern: man solle den Gesichtspunkt nie aus den Augen lassen, daß er den Geist und Charakter seiner Jünger durch mancherlei Dinge auf die Probe stellen müsse. So wußte sich denn der schlaue Italiener immer aus der Verlegenheit zu ziehen und neues Interesse für sein Gebahren zu erwecken.

Um ein Beispiel zu geben, entlehne ich einem der von Frau v. d. Recke uns aufbewahrten Vorträge Folgendes:

„Moses, Elias und Christus sind drei Hauptvorsteher unseres Erdballs und die vollkommensten Freimaurer, die noch bis jetzt gelebt haben. Der Einfluß dieser drei großen Erscheinungen dauert auch nach deren Erhebung in höhere Sphären fort, und jeder von ihnen hat hier auf Erden eine eigene unsichtbare Gemeine, die aber insgesammt auf einen Hauptpunkt zusammentreffen und durch verschiedene Kanäle dem bösen Princip entgegenarbeiten. Die Freimaurerei ist die Schule, in welcher diejenigen erzogen werden, welche zur heiligen Mystik bestimmt sind. Doch ahnen die untern Klassen der Freimaurer nichts von diesen Gegenständen. — Der engere Ausschuß dieser Mitglieder wird von den drei Vorstehern unseres Erdballs gewählt; diese Untergeordneten von Moses, Elias und Christus sind die geheimen Obern der Freimaurer. Cagliostro ist Einer der Untergeordneten des Elias. Er ist schon zur dritten Klasse gelangt. Die Schüler des Elias sterben nie, wenn sie nicht zur schwarzen Magie übertreten, sondern werden, wenn ihre irdische Laufbahn beendigt ist, gleich ihrem erhabenen Lehrer gen Himmel gehoben.“

In dieser Weise erzählt denn Cagliostro weiter von den verschiedenen Freimaurergraden und von deren Mitgliedern; es gäbe nämlich 4 Grade der Bervollkommnung, im vierten Grade seien nur 12 Mitglieder, eines dieser Mitglieder werde bald in höhere Regionen aufgenommen werden und da werde denn in jeder der drei niedrigeren Klassen eine Erhebung um einen Grad vorkommen; würde man nun nach einiger Zeit hören, daß er, Cagliostro, gestorben sei, und wieder, daß er lebe, so könne man darauf rechnen, daß er den Versuchungen aller bösen Geister widerstanden habe und zum vierten Grad hinaufgerückt sei. Hiernächst machte Cagliostro seinen Zuhörern Hoffnung auf baldige Erlangung des ersten Grades, und oft erzählte er von wunderbaren Zeichen und geheimnißvollen Zahlen. Der Kreis und das Dreieck seien magische heilige Figuren; 3 und 9, 2 und 7, heilige Zahlen. Wer die Kraft dieser Zahlen und Figuren verstehe, sei der Quelle des Guten nahe. Das Wort Jehova fasse zweimal drei

in sich und habe eine unermessliche Kraft. Die heiligen Buchstaben seien aber J. S. H. *), diese dürfe man nie ohne die tiefste Ehrfurcht anblicken, nenne oder an sie denken, denn sie schlossen alle Weisheit und die Quelle aller Glückseligkeit in sich. — Endlich erzählte Cagliostro, es fehlten drei Kapitel aus der Bibel und seien nur in den Händen der Magiker, und wer nur eins dieser Kapitel besäße, dem ständen schon übernatürliche Kräfte zu Gebote.

Dieser kurze Auszug eines Cagliostroschen Vortrages dürfte genügen, um dessen ganzen Hocuspocus kennen zu lernen. Wenn wir nun kaum begreifen können, wie gebildete und edel denkende Menschen dergleichen anhören und als Weisheit anstaunen konnten, so muß man in Rechnung stellen, daß die Freimaurerei und andere Zeiteinflüsse die Empfänglichkeit für alles Unklar-geheimnißvolle bereits groß gezogen hatte, daß aber auch ein Theil der Mitglieder der loge d'adoption keineswegs gläubig war und daß Elise v. d. Recke von sich selbst erzählt, wie sie sich von jeher zum Mysticismus geneigt habe und durch schwere Lebenserfahrungen in frühen Lebensjahren um so mehr dazu geführt worden sei, als sie geglaubt habe, daß die Wunderkraft der Apostel noch fortdaure. Der Wunsch, vielen Tausenden ihrer Mitmenschen hülfreich zu werden, habe ihren jugendlichen Geist entflammt und sie nach überirdischen Dingen streben lassen; bei dieser Stimmung war ihr ein theurer Bruder, ein 20-jähriger Jüngling, gestorben, sein Tod vermehrte den Hang zur Mystik; manche Nacht, erzählt sie, habe sie auf Kirchhöfen in stillen Gebeten verbracht und gehofft des Glückes theilhaft zu werden, Umgang mit den Verstorbenen und höhern Geistern zu pflegen. In dieser Zeit sei Cagliostro erschienen; sie hielt ihn für einen Mann Gottes, der ihr behülflich sein werde, ihre mystischen Wünsche nach dem Jenseits zu befriedigen. Cagliostro verstand es denn auch, diese schwärmerische Seele mit seiner gewaltigen Persönlichkeit anzufassen. Bald bat Elise ihn, ihr den Beweis seiner Güte zu liefern, indem er den Geist ihres theuren Bruders erscheinen lasse. Der Untergeordnete des Elias erklärte aber, er habe keine Gewalt über Verstorbene, sondern nur über die „mittleren Geister“, die nach dem Worte der Bibel zum Dienste der Menschen ausgesendet seien. Und doch hatte Cagliostro an andern Orten auch abgeschiedene Geister citirt; hier wählte er wohl diesen Ausweg, weil ihm das Bild des Verstorbenen nicht zur Hand war. Er versprach aber Elisen v. d. Recke einen Traum in nächster Nacht, wo sie

*) Die Buchstaben J. H. S. sind die Zeichen des Jesuitenordens.

dann mit ihrem verstorbenen Bruder eine Unterhaltung über die Mystik halten könne. Mehrere Nächte quälte sich nun die durch dies Versprechen tief aufgekregte treue Schwester damit ab, nur überhaupt Ruhe und Schlaf zu gewinnen: es war vergebens. Cagliostro schalt sie, mahnte zur Ruhe und sagte, bei ihren schwachen Nerven habe er ihr keinen magischen Traum geben wollen und können, ihr Körper habe nicht die Kraft dazu. Als dieser Zustand dennoch fortwährte, sagte Cagliostro den Freunden: „Ihr werdet sie krank finden,“ und als sich diese Angabe bestätigt hatte, äußerte er weiter: „Jetzt wird sie gesund werden.“ Nun ließ er sich zu ihr geleiten, tröstete sie und erklärte, da sie zu schwach sei, um auf die gewünschte Weise zu dem Traum zu gelangen, müsse sie auf den gewöhnlichen Weg der Mystik zurückkehren und die auf einander folgenden Grade derselben zu ersteigen suchen. Er zeigte ihr auch an, daß er ihr seinen besten Geist, den Schutzgeist Phanachiel zugesellt habe, welcher ihm fortwährend von ihren Gedanken Nachricht geben werde.

Wieder haben wir aus dieser Erzählung ersehen können, wie der schlaue Betrüger jedes Mißlingen seiner angeblichen Wunderthaten und Prophezeihungen stets in seinen Nutzen zu verwandeln verstand und niemals in Verlegenheit gerieth, wenn es galt sich herauszuhelfen. Seine Gewandtheit ist hier ebenso erstaunenswürdig wie die Macht, welche er über diejenigen übte, die sich in seine Netze versangen hatten. Wäre der Traum, auf die angegebene Weise wohl vorbereitet, eingetreten, wöhl ein Triumph für den Propheten! blieb er aber aus, so war wenigstens nichts verloren.

Den Knaben, welchem Cagliostro die magischen Gesichte eingab, pflegte er in ein besonderes Gemach zu sperren oder hinter eine spanische Wand treten zu lassen; die Gesellschaft placirte sich dann im Saale, welcher „magisch“ beleuchtet war, er selbst stellte sich mit entblößtem Degen in die Mitte des Zimmers und gebot Stille, Andacht und Ernst. Mit dem Degen schrieb er ägyptische Figuren oder sogenannte Charaktere an die geschlossene Thür oder zog sie durch die Luft und rief allerlei absonderliche Namen, von welchen Elise v. d. Recke folgende drei aufgezeichnet hat: Helion, Melion, Tetragrammaton. Seine Augen rollten ihm im Kopfe, sein Körper bebte, er stampfte heftig mit den Füßen und warnte fortwährend die Anwesenden sich nicht zu rühren, da die bösen Geister nur durch seine magischen Kreise abgehalten würden, vernichtend einzuwirken. Dann gebot er entweder dem Knaben niederzuknieen, oder er rief auch Einzelne

aus der Gesellschaft zu sich, die er niederknien und um die Erscheinung bitten ließ, und nun mußte der Knabe erzählen, was er sähe, und diejenigen Antworten ertheilen, welche ihm von Cagliostro eingegeben waren; wir wissen schon auf welche Weise der Kleine instruirt worden war. Elise v. d. Necke erzählt, sie wäre stets froh gewesen, wenn die Beschwörung vorüber gewesen und Cagliostro, arabisch redend, die bösen Geister weichen gemacht. Oftmals habe Cagliostro ganz erschöpft geschienen, sei in convulsivische Ohnmacht verfallen oder auch mit Wuth auf das Geisterzimmer zugeschritten, habe die Thür zugeschlagen und dann noch mit voller Stimme mit den Geistern im Nebengemache gezankt, worauf ein dumpfes Getöse gefolgt und er mit triumphirender Miene zurückgekehrt sei.

Noch eines absonderlichen Vorganges ist zu erwähnen, da dieser in manchen Stücken von den sonstigen abweicht. Am 10. April 1779 nämlich trat Cagliostro mit wichtiger Miene aus seinem Cabinet in den Kreis seiner Anhänger und verkündete, seine Obern (d. h. die überirdischen Geister, mit welchen er Verkehr zu haben vorgab) hätten ihm geoffenbart, daß in Kurland, am Ostseestrande, wichtige Schriften über die Magie vergraben lägen. Vor 600 Jahren habe ein berühmter Magier wichtige magische Instrumente und einen großen Schatz in einem Walde vergraben. Die Anhänger des bösen Princips oder die Nekromanten spürten bereits längere Zeit nach diesen Schätzen, aber vergebens, obgleich einer derselben deshalb bereits in Kurland erschienen sei. Dies war eine Anspielung auf den in der Geschichte der deutschen Literatur eine gewisse Rolle spielenden Starck, der damals in Mitau lebte und als Lehrer der Philosophie zugleich Oberhaupt einer geheimen Gesellschaft sein wollte, die er gleichfalls, wie Cagliostro, mit allerlei Nachrichten aus der Geisterwelt unterhielt, indem er in weißem Talar und rother Mütze Räucherwerk verbrannte und andere mystische Operationen vollzog. Es ist kein Wunder, daß die beiden Mystagogen einander haßten und daß Jeder vor dem Andern als einem bösen Zauberer warnte.

Dieser Dr. Starck kam aus Königsberg, wo er als Professor und Oberhofprediger fungirt hatte, bis er, diese ansehnliche Stellung aufgebend, dem Rufe als Professor an der herzoglichen Akademie zu Mitau folgte. Seine Ankunft fällt in das Jahr 1777, also vor der Cagliostro's. Schon früher hatte sich über ihn das Gerücht verbreitet, daß er in Paris heimlich zum Katholicismus übergetreten sei; deshalb vielfach angegriffen, hat er sich, trotz einer 1787 herausgegebenen voluminösen Schrift „über

Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus“ zc. niemals von diesem Verdachte reinigen können. Seinen vielbewegten und hinsichtlich mancher Umstände räthselhaften Lebenslauf endete er in Darmstadt als Oberhofprediger und Consistorialrath, nachdem er vorher noch in den Freiherrnstand erhoben worden war; aber wiederum bei Gelegenheit seines Todes (1816) wurde der Vorwurf des heimlichen Katholicismus gegen ihn laut. In engeren Kreisen huldigte er auch, wie schon gesagt, der Geheimbündlerei und Geisterseherei. Nachdem Starck Mitau wieder verlassen hatte, fand auch er sich durch das Buch Elisens v. d. Recke über Cagliostro compromittirt und gerieth darüber in einen Federkrieg mit der Verfasserin und mit dem Herausgeber ihrer Werke, dem bekannten Berliner Buchhändler und Aufklärer Nicolai. Dieser Streit aber führte nur zu neuen Enthüllungen über Starcks zweideutiges Treiben, welche Frau v. d. Recke in einem besonderen Buche veröffentlichte.

Cagliostro, zu welchem wir nach dieser Abschweifung zurückkehren, bezeichnete nun als den Ort für die fraglichen magischen Schätze ein Landgut Namens Wilzen und erklärte für nothwendig, sich dieses Schatzes zu bemächtigen, da sonst unfähliches und Jahrhunderte währendes Elend für die ganze Welt erwachsen könne, wenn die bösen schwarzen Magiker diesen Ort ermittelten und den Schatz hoben. Es läge aber eine besonders schwierige, nur durch vereintes Gebet zu überwindende Arbeit vor, welcher er sich indessen unterziehen wolle. Zum größten Erstaunen seiner Anhänger geschah es nun, daß Cagliostro eine Zeichnung jenes geheimnißvollen Ortes, welcher die Schätze bergen sollte, vorzeigte und der Landmarschall v. Medem darin sofort den nämlichen Ort des Waldes in Wilzen erkannte, wo er als Knabe schon von den Bauern des Gutes oftmals vernommen, daß böse Geister dort spukten und einen Schatz bewachten. Auf Befragen, wie er zur Kenntniß dieser entlegenen Waldgegend gelangt, erklärte Cagliostro, daß seine dienstbaren Geister auf Befehl des mächtigsten dieser Geister, des „Großpopheta,“ ihn nach Wilzen getragen, wo er dann selbst jenen Ort gesehen. Bei Hebung des Schatzes reservirte er nur die magischen Instrumente für seine Oberen, den Schatz aber wollte er dem Landmarschall überlassen. Vor der Reise, welche alsbald nach Wilzen unternommen werden sollte, ward noch der Knabe, in üblicher Weise hinter dem Schirm sitzend, befragt, wobei er aus sagte, er sehe einen Wald und in diesem einen Knaben (d. h. einen Engel), welcher die Erde aufthue, mehrere Schritte hineinschreite und Geld, Silber Instrumente zc. und ein

Kistchen mit rothem Pulver zeige. Indem nun die ganze Gesellschaft sich auf die Reise begab, saß Elise v. d. Recke mit Cagliostro in einem Wagen, und sie hat von dieser Fahrt Folgendes erzählt.

Nachdem Cagliostro vielfache Gespräche über Magie gepflogen, welche sie in Erstaunen und Bewunderung gesetzt, habe er sie gefragt, was sie von J. halte? — sie möge ihn doch mit dessen Wesen und Lebensgängen näher bekannt machen. Obgleich nun Frau v. d. Recke eine Anekdote von diesem Herrn wußte, welche J. Nachtheil bringen konnte, habe sie dennoch aus Discretion geschwiegen, da diese Kunde ihr von ihrer Mutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt und sonst nur der verwittweten Herzogin Benigna bekannt war. Sie antwortete daher: sie kenne J. nur wenig und wisse nichts von ihm zu erzählen. Cagliostro, der dieselbe Anekdote bereits anderweitig ermittelt hatte und hievon für den Ruf seiner Allwissenheit Vortheil ziehen wollte, sah nun Elisen scharf ins Gesicht und fragte mit bedeutender Stimme: „Sie wissen also nichts von J., wodurch sie mich näher mit seinem Charakter und Schicksal bekannt machen könnten, da mir doch so sehr daran gelegen wäre?“ Frau v. d. Recke antwortete abermals: „Wahrlich J. ist wenig von mir gekannt.“ Cagliostro aber rief aus: „Schlange, die ich an meinem Busen nähre, du lügst! Schwöre mir hier, daß du von J.'s Lebensumständen keine Anekdote weißt, die außer dir nur Dreien bekannt ist!“ Hierauf folgte noch eine längere heftige Strafrede Cagliostro's und endlich die Frage: „Nun Heuchlerin, was verstummen Sie? antworten Sie mir! Sie wissen also nichts von J. zu sagen?“ Die feinfühlende Frau erwiederte nach kurzem Bestinnen: „Herr Graf! Ihr Betragen bestreuet mich, ich weiß nicht vor wem Sie diese Scene spielen, da Sie doch jetzt nur mich an Ihrer Seite haben — mich, die, wie Sie selbst sagen, von Ihrem dienstbaren Geiste Hanachiel beobachtet wird. Da ich das Auge des Allsehenden, der in dem Innern meines Herzens liest, nicht zu scheuen habe, so fürchte ich auch die Beobachtung Hanachiel's nicht, wenn er als guter Geist in meiner Seele liest — und ist er es nicht, nun! so mag er Ihnen von mir berichten, was er will. Ich traue auf den, der Dämonen und Nekromantisten im Zaume zu halten weiß, und bin überzeugt, daß er alle Unordnungen in der Welt zum Besten lenken wird.“ — Cagliostro sah nun seine Reisegefährtin sehr freundlich an, drückte ihre Hand und sprach: „Gute Seele! die Verschwiegenheit, die Stärke des Geistes und die Klugheit hätte ich Ihnen bei Ihrer Jugend nicht zugeτραut“ — und darauf erzählte er, wie seine Obern

ihm befohlen der liebenswürdigen Frau jene Fragen vorzulegen. Er wisse ohnehin, wie die ganze Sache zusammenhänge, wisse auch, daß Elisens Mutter ihr die Anekdote von Z. im Vertrauen erzählt; sie habe die Prüfung trefflich bestanden; er sei nun sicher, daß sie alle weitem Proben bestehen würde und besondere Befähigung zur Erreichung des hohen Zieles besäße, des Zieles, durch welches man sich und Andere beseligen könne. — Hiernach, sagt Frau v. d. Recke weiter, hätten sie beide geschwiegen, Cagliostro habe in einer fremden Sprache gebetet, in einem kleinen rothen magischen Buche gelesen und endlich unweit des Gutes Wilzen auf einen Wald hinweisend mit wildem Feuer ausgerufen: „Dort, dort liegen die magischen Schriften vergraben, und du, großer Baumeister der Welten, hilf mir das Werk vollenden!“ Auch habe er erklärt, er wisse nicht, ob er schon jetzt Alles vollbringen werde, aber jedenfalls wolle er die Schätze so binden, daß Niemand ohne ihn dieselben heben könne.

Bald nach der Ankunft auf Wilzen ging nun Cagliostro ohne Begleiter in Begleitung der Herren v. Medem und v. d. Howen in den Wald, welchen er beschrieben, und zeigte dort den abgebrochenen Baum, unter welchem die Schätze verborgen lagen. Durch allerlei Beschwörungen gab er vor, einen seiner Geister an diese Stelle zu binden. Aus dem Heben des Schatzes wurde begreiflicher Weise nichts, aber wieder auf dem Gute Wilzen wurde mit dem Knaben experimentirt: Cagliostro ließ ihn hinter der spanischen Wand 14 Stufen zur Tiefe hinuntersteigen, den 7 bewachenden Geistern Küsse geben, und vermittelst eines bezauberten Nagels wurde der Schatz so gebannt, daß ihn kein Magier oder Nekromantist ohne Wissen und Willen des Herrn v. d. Howen heben könne. So ließen sich Menschen, die mit Recht zu den Edlen und Geistvollen ihrer Zeit gezählt werden mochten, von einem verruchten Abenteurer am Narrenseil führen.

Der ganze Aufenthalt Cagliostro's in Mitau und seine hier vollführten Wunderthaten waren nur darauf berechnet, eine Vorbereitung für Petersburg zu sein, dort sich Reichthümer zu sammeln, und vor der Kaiserin selbst zu glänzen. Zu dem Ende hatte er den Plan entworfen, mit Elise v. d. Recke gemeinschaftlich die Reise nach Petersburg anzutreten und durch diese sich die höhern Kreise zu erschließen. Dieser Plan aber scheiterte gänzlich. Zwar wünschten sogar die Eltern der edlen Frau, daß sie den Grafen nach Petersburg begleiten solle, allein dazu war sie schlechterdings nicht zu bewegen. Ein feiner weiblicher Takt sagte ihr, daß sie hierin

ihrem eigenen Gefühle folgen müsse, und so widerstand sie allem Andränge. Lesen wir mit Aufmerksamkeit die Bekenntnisse dieser „schönen Seele“, so finden wir wohl auch die directen Motive dazu angedeutet. Cagliostro hatte nicht immer verstanden, sein eigentliches roh-sinnliches Wesen ganz zu beherrschen, er hatte in seinen Vorträgen zuweilen Abschweifungen in Gebiete gewagt, welche der reinen Seele dieser Frau anstößig sein mußten, er hatte endlich einen satanischen Grimm an den Tag gelegt, als er von der verehrten Großmutter der Frau von der Necke, der greisen 80-jährigen Starostin v. Korff bei einem gewagten Besuche nicht angenommen worden war; denn diese alte erfahrene Dame hatte alsbald nachdem Cagliostro in Mitau erschienen und sie von dessen Treiben Kunde erlangt, sich entschieden gegen ihn erklärt und ihn einen Charlatan genannt, seinen Besuch aber kurz zurückgewiesen. Bönig heimkehrend hatte er in Gegenwart der Verwandten ausgerufen: „Sie wird ihre Beleidigung büßen; heut übers Jahr, ehe sie ihre Mittagssuppe ißt, wird sie des Todes sein.“ Er hatte auch diese Prophezeiung nicht zurückgenommen, als die erschrockenen Verwandten ihn deshalb beschworen, und erwiedert: er bedaure das nicht thun zu können, gern würde er die Todesstunde hinauschieben, aber er habe nur im Auftrag seiner Obern gehandelt, welche es nicht duldeten, daß ihr Abgesandter verhöhnt und beleidigt werde. Die Starostin überlebte indessen den 13. Mai 1780 und ist erst mehrere Jahre später entschlummert. — Frau Elise v. d. Necke berichtet, wie sie Cagliostro nicht nach Petersburg begleitet, weil er es doch selbst gesagt, daß er von bösen Geistern oftmal verführt werde und vom guten Principe abfallen könnte: „ich wollte also nicht in einem fremden Lande im beständigen Umgange eines Magikers leben, der von den Dämonen überwunden werden könnte.“

Da, wie gesagt, Cagliostro's Aufenthalt in Mitau nur als Vorstufe zu seinem Auftreten in Petersburg dienen sollte, dürfte in diesem Zusammenhange noch zu erwähnen sein, daß Cagliostro in Petersburg rückstlich seiner directen Hoffnungen und Wünsche vollständiges Fiasco machte. Sein eigentlicher Plan ging dahin, die Kaiserin für die aegyptische Freimaurerei zu gewinnen und wo möglich herbeizuführen, daß sie sich zur Beschützerin, zur Großmeisterin derselben erklärte, wo denn er, Cagliostro, die wichtigste Rolle gespielt haben würde. Er trat in Petersburg vorzugsweise als Arzt auf, wies alle Belohnungen ab zeigte sich bei den ihm gemachten Besuchen nur wenig und stellte seine reizende junge Frau in den Vordergrund. Er selbst war für alle Geschenke unzugänglich, die Frau aber machte den

Finanzverwalter und gab sich den Schein, als ob ihre finanziellen Anordnungen ihrem Gemahl gänzlich fremd und widerwärtig wären. Die schöne Seraphine, wie sie hier genannt wurde, warnte vor dem Bekanntwerden der Darbringungen, welche nur geheim geschehen dürften, da Cagliostro hierin unerbittlich streng denke und handle, auch dessen bei seinen Reichthümern nicht bedürfe. Schleppte nun auf diese Weise die schöne Römerin allerdings große Schätze von den russischen Großen zusammen, so gelang es dagegen Cagliostro nicht in die Nähe der Kaiserin zu kommen, ja nicht einmal dieselbe auch nur zu sehen, und zuletzt endete seine Petersburger Unternehmung mit einer Ausweisung auf kaiserlichen Befehl. Kaum aber hatte er Petersburg verlassen, so wurden zwei Lustspiele bekannt, welche aus der Feder der Kaiserin selbst stammten. Das eine führte den Titel: „der Betrüger“; Cagliostro war darin unter dem Namen Kalitafscher-Lon nach dem Leben geschildert, man sieht ihn mit Alexander dem Großen und Salomon sprechen, Gold machen, Edelsteine schmelzen u. dgl. m. Das andere Stück ähnlichen Inhalts hieß „der Verblendete“, und nach einigen Jahren folgte noch ein drittes: „der sibirische Schaman“. Diese Werke Katharina's wurden von Nicolai ins Deutsche übersetzt und zusammen unter dem Titel „Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben v. J. M. d. K. a. R.“ herausgegeben. Die beiden ersten sind sogar in Petersburg auf der Hofbühne gegeben worden. Die Kaiserin befahl auch „den entlarvten Cagliostro“ der Frau v. d. Recke ins Russische zu übersetzen. Die Verfasserin selbst wurde von ihr i. J. 1795 in Petersburg überaus gnädig empfangen und mit dem Kron Gute Pfalzgrafen beschenkt.

Auf seiner Rückreise aus Rußland passirte Cagliostro wieder Mitau, hielt es aber für gerathen sich niemandem zu zeigen, und als ihm unversehens der Diener eines seiner Mitauer Verehrer begegnete, trug er diesem eine Empfehlung an die Herrschaft auf — „er möge diese grüßen, er habe keine Zeit sie zu besuchen, werde aber bald wiederkommen.“ Nun erwachte man auch in Mitau aus dem Wahne, fand aber keinen Schlüssel für die scheinbaren Wunder, welche vor den Augen so Vieler erlebt worden waren, bis denn endlich der mitspielende Knabe Geständnisse machte und es zu Tage kam, daß Cagliostro 800 Dukaten und verschiedene Kostbarkeiten auch aus Mitau heimlich zugesteckt erhalten und fortgeschleppt habe. Elise v. d. Recke blieb am längsten allen Angriffen wider Cagliostro unzugänglich; für Schwanders überzeugende Erörterungen hatte sie kein Ohr. Es

singen aber die Schuppen von ihren Augen zu fallen an, als sie in Besings „Nathan“ die Worte las:

Begreifst du aber,

Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist? wie gern der schlechte Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Demnächst aber hatte auch der Hofrath Bode in Weimar besondern Einfluß darauf, daß Frau v. d. Recke endlich über Cagliostro volle Klarheit erhielt.

Da es hier nicht gilt, Cagliostro's Biographie im allgemeinen, sondern nur dessen Leben und Treiben in Mitau, und was damit in nächstem Zusammenhange steht, wiederzugeben, so kann hier auch nur noch beiläufig erwähnt werden, daß Cagliostro später bei der Halsbandgeschichte der Königin Maria Antoinette in Frankreich eine Rolle gespielt und in die Bastille gesperrt worden ist, bei seiner nach einigen Monaten erfolgten Entlassung aber die merkwürdige Prophezeiung ausgesprochen haben soll: die Bastille werde niedergedrückt und zu einem öffentlichen Spaziergange gemacht werden — ferner, daß er noch manches Jahr sein vagirendes Leben in den verschiedensten Theilen Europa's fortgesetzt hat, endlich aber am 27. December 1789 in Rom auf päpstliches Geheiß von der Inquisition verhaftet, in Untersuchung gezogen zum Tode verurtheilt, diese Strafe aber in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt worden ist. Er starb 1795 in dem Gefängniß zu St. Leo. Seine Frau wurde in ein Nonnenkloster auf Lebenszeit eingesperrt. In der Engelsburg wird noch jetzt Cagliostro's Gefängniß im höchsten Stocke gezeigt.

In seiner Untersuchung vor der römischen Inquisition gab Cagliostro auch über Kurland mehrfache Bekenntnisse ab, deren Werth man aber am besten darnach bemessen kann, daß er kühnlich erzählte, man habe ihm dort den Herzogsthron angeboten, er denselben aber ausgeschlagen.

Ein Cagliostro heute — scheint unmöglich. Zwar haben wir noch unlängst das Eiskrüden, die Klopfsgeister und den großen Hume erlebt, als Beweis, daß des Hanges zum Uebernatürlichen noch genug in der Welt ist; aber es läßt sich nicht verkennen, daß der ganze Charakter dieses neuen Aberglaubens ein gegen früher wesentlich veränderter gewesen ist. Nicht mit Moses, Elias, Melkka, Pyramiden und einem nach Stufen

wohlgeordneten Dämonenstaate hatte man es hier zu thun, sondern mit einer Unendlichkeit namenloser Elementargeister, die fast nur als Naturkräfte oder als eine Art magnetischen Fluidums gedacht wurden. Das Moment der Personification war also abgeschwächt; es war, so zu sagen, ein mehr physikalischer als mythologischer Focuspocus, und diese veränderte Methode des Unsinns bezeichnet immerhin einen relativen Fortschritt, den man der sich immer mehr vertiefenden und zugleich ausbreitenden Naturerkenntniß zu verdanken hat. Wenn aber namentlich eine so absichtliche und unverschämte Mystification, wie die hier erzählte, gegenwärtig undenkbar sein dürfte, so ist das vor allem eine Frucht der mächtig entwickelten Publicität unserer Tage: die Kunst Gutenbergs läßt die Künste eines Cagliostro nicht mehr aufkommen. Hat die erstere auch Zeitungsenten, Inseraten-Humbug und politische Tendenzlügen in ihrem Gefolge: im Ganzen ist sie doch die wohlthätige Fackel, welche allgemeine Seltigkeit verbreitet und vor welcher der Spuck zurückweichen muß. Die Charlatanerie, in welcher Gestalt sie auch noch aufrete, findet alsbald ihre competenten Richter und wird stechbriefflich durch die Presse verfolgt.

J. Eckardt

Stadtscretair in Mitau.

St. Petersburger Correspondenz.

Anfang October.

ß. — **O**bgleich wir uns hier in der Nähe der Peripherie der europäischen Cultur befinden, so machen wir doch mancherlei Schwingungen mit, welche von den Civilisationscentralpunkten des Westens ausgehen. Die Contagiosität der Bildung nimmt zu; die Bildungsmittel verbreiten sich rascher und wirksamer als früher. Gegenwärtig sind vielerlei Ausstellungen in gewissem Sinne epochemachend und auch bei uns fehlt es nicht an Ausstellungen, wengleich wir es allerdings noch nicht bis zu einem Krystallpalast gebracht haben, wie so viele andere westliche Städte. Die Schaulust hat ihre Berechtigung, mögen ihr nun speciell-technische, wissenschaftliche oder allgemeine Bildungsmotive zu Grunde liegen. Hat doch in Deutschland manches kleine Städtchen seine regelmäßig jedes Jahr wiederkehrenden Ausstellungen, zu denen die Kunstwerke oft weit herbeigeholt werden müssen; wie viel leichter ist es unserer Hauptstadt, in deren Mauern sich Werke befinden, die dem Besten in der Welt zur Seite gestellt werden dürfen. Hier steht die Kunstsammlung in der Ermitage obenan, welche früher so schwer zugänglich war, daß nur sehr Wenige dieselbe kannten, und welche jetzt endlich leichter zugänglich gemacht ist. Es ist dieses eine erfreuliche Reform. Wenn man an die Alten denkt, denen die Kunst durchaus Gemeingut war, wenn man sich der Liberalität erinnert, mit welcher z. B. in Berlin die Kunstsammlungen dem Publikum offen stehen, so kann man die Einsicht gewinnen, daß uns noch mancher Schritt in dieser Richtung hin zu thun übrig bleibt.

Wir sind hier in dem großstädtischen Treiben in ununterbrochener Geschäftshast, in fieberhafter Eile und Unruhe. Wohl uns, wenn wir oft Gelegenheit haben, die bildende Kunst auf uns wirken zu lassen. Göthe sagt einmal, man solle nie einen Tag vorübergehen lassen ohne ein gutes Gedicht zu lesen. Dasselbe könnte man von dem Betrachten guter Bilder, Sculpturen und Gebäude sagen. Wir sind sehr fern von solchem geistigen Lugeus und machen leider in vielen Fällen sehr geringe Ansprüche. Das kommt wohl zum Theil daher, weil wir bisher knapp gehalten wurden. Der Brodloib hing sehr hoch. Um eine Eintrittskarte in die Ermitage zu erhalten, mußte man früher ein-, zwei- oder gar dreimal über hundert Stufen hoch in eine Behörde steigen und, daß solche Drangsale geeignet sind den Kunstenthusiasmus abzukühlen, hat Mancher erfahren. Jetzt ist die Einrichtung getroffen worden, daß man in einem allerdings mehrere Minuten von dem Eingange in die Ermitage befindlichen Local ohne Aufenthalt Eintrittskarten erhalten kann. Der letztere Umweg ist eingestandenermaßen ein Mittel, die Zahl der etwaigen Besucher nicht allzusehr anschwellen zu lassen. Man fürchtete, es würde sonst eine Ueberfüllung eintreten, und bei den jetzt bestehenden Verhältnissen sind die Diener in den Sälen der Ermitage in der That noch immer in der Majorität und die Besucher in der Minorität. Die Schuld davon liegt aber weit weniger an den Einrichtungen als an dem Publikum selbst.

In Athen erhielten die ärmern Bürger Geld von Staatswegen, um ins Theater zu gehen und diese Einrichtung ist wohl mit Recht als „die verderblichste Ausgeburt des Perikleischen Zeitalters“ bezeichnet worden. In Rom war der bekannte Ruf „panem et circenses“ eine fatale Krankheitserscheinung und ein Pöbel, der sich von den grandiosen Spielen eines Cäsar und Pompejus fördern ließ, war allerdings ein Symptom für das Zusammenbrechen des Weltstaates. Dagegen wird man den Römern des sechzehnten Jahrhunderts schwerlich zum Vorwurf machen können, wenn sie es dem philistrischen Papste Hadrian VI. sehr übel nahmen, als er den Zutritt zu den Kunstsammlungen erschwerte. Ohne den in der Luft liegenden allgemeinen Kunstsinne der Deutschen, welche sich an Tausenden von Holzschnitten u. dgl. und an den Schwänken Rosenplüts und Hans Sachsens ergöhten, wären Luthers Gedanken nicht so Gemeingut der Nation geworden, als dieses der Fall war. Sonst ist wohl Kunstgenuß und Kunstkenntniß meist das Privilegium einer bescheidenen Minderzahl gewesen. Auch heute und hier ist das Interesse an den Sammlungen der Ermitage

ein sehr beschränktes. Nicht viele wissen von der größern Zugänglichkeit der Ermitage und sehr Viele gehen lieber zu Blondin. Das Kunststück ist populärer als die Kunst.

Für diejenigen aber, welche die Gemäldegalerie der Ermitage besuchen, giebt es jetzt einen Führer, auf den wir stolz sein können, den berühmten Kunsthistoriker Waagen. Sein Buch „Die Gemäldesammlungen in der kaiserlichen Ermitage zu St. Petersburg, nebst Bemerkungen über andere dortige Sammlungen“ (München 1864), ein ansehnlicher Band, ist für jeden Besucher der Ermitage von großem Werthe. Waagen gehört zu denjenigen Kunsthistorikern, welche ein erschöpfendes Wissen der Theorie mit grandioser Erfahrung vereinigen. Seine vielfachen Reisen, seine genaue Kenntniß fast aller Kunstsammlungen in Europa setzen ihn in den Stand die genauesten Vergleiche anzustellen über den Werth der verschiedenen Sammlungen sowohl als der einzelnen Kunstwerke. Der Wunsch des Kaisers, daß die Ergebnisse der Forschungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Malerei des Mittelalters und der neuern Zeit, wie die mancherlei Erfahrungen über Aufstellung und Katalogisirung von Gemäldegalerieen auch der Sammlung der Ermitage zu Gute kommen möchten, veranlaßte die Einladung des Restors unter den lebenden Kunstforschern hierher, und das Ergebnis von Waagens zweimaligem Aufenthalte in unsrer Hauptstadt ist das obengenannte Buch. Die Thatsache dieses Buches ist aber wieder einmal ein Beweis, daß wir den Westen nicht entbehren können. Man klagt über schlechte Handelsbilanz, ohne sich von den Erzeugnissen des Auslandes emancipiren zu können: auch die geistige Bilanz ist ungünstig und das liegt nun einmal in der Natur der Dinge. Uebrigens brauchen wir uns der Dienstleistung Waagens nicht zu schämen; sein Wissen ist durchaus kosmopolitischer Art. — Ein spanischer Minister im achtzehnten Jahrhundert erklärt, indem er die Unwissenheit seiner Landsleute rügte, alle geographischen Karten müsse Spanien aus dem Auslande beziehen, so daß kein Spanier ohne ausländische Hülfe die Lage seiner Vaterstadt oder die Entfernung von einem Orte zum andern wisse. Es ist für uns Petersburger gewiß verzeihlicher, wenn wir zu einem erhöhteren Genuß und tiefern Verständniß unserer Kunstschätze ausländischer Hülfe bedürfen.

Einleitungsweise entwirft Waagen ein Bild von der Physiognomie unsrer Hauptstadt, geht ferner auf die Besprechung des Gebäudes der Ermitage ein, theilt viele anziehende historische Notizen über die Entstehung der Gemäldegalerie mit und betrachtet dann nach einander die ver-

schiedenen Schulen der Malerei, die Handzeichnungen, die Kupferstiche, Sculpturen, Alterthümer, geschnittenen Steine, Münzen u. s. f. Anhangsweise folgen dann zum Schlusse Bemerkungen über die Kunstwerke im Besitze der kaiserlichen Familie, in der Akademie der Künste und in vielen Privatsammlungen. Für Laien auf dem Gebiete der Kunst sind die mancherlei historischen Notizen, die Jahreszahlen, die Charakteristiken der einzelnen Malerschulen von großem Werthe.

Schon die Kaiserin Katharina II. ließ 1768 durch den Baumeister La Motta in der Nähe des Winterpalastes ein Gebäude aufführen, um sich, vom Geräusche des Hofes zurückgezogen, in kleineren und gewählten Kreisen mit Literatur und Kunst zu beschäftigen. In dieser „Ermitage“ fanden die bis dahin erworbenen Kunstwerke ihre Ausstellung. Da für die spätern Ankäufe die Räumlichkeit nicht ausreichte, so ließ die Kaiserin 1775 durch den Architekten Belten einen zweiten durch einen Bogengang mit dem ersten verbundenen Bau errichten. Der Kaiser Nicolaus I. endlich faßte im Jahre 1839 den Entschluß alle die sehr zahlreichen von ihm und seinen Vorgängern erworbenen und in verschiedenen kaiserlichen Schlössern zerstreuten Kunstwerke in einem Prachtbau aufstellen zu lassen. In diesem Zwecke ward der zu Anfang 1864 verstorbene Leo v. Klenze nach St. Petersburg berufen. Schon am Anfang des Jahrhunderts hatte Klenze als Hofarchitekt in Cassel bei König Hieronymus gewirkt, später München mit seinen bedeutenden Werken, u. A. der Glyptothek geschmückt, im Jahre 1834 in Athen ein neues Feld des Schaffens und des Studiums gefunden. Er konnte neben Schinkel als Vertreter und Begründer der classischen Richtung in der neuen Baukunst gelten. Er kam nach St. Petersburg. Im Jahre 1840 ward der Bau der jetzigen Ermitage begonnen 1850 vollendet. Waagen ist nicht so sehr eingenommen von dem Gebäude als Kunstwerk, wie überrascht von der Gediegenheit, Schönheit und Kostbarkeit des Materials. Nach seinem Ausspruche hält in letzterer Beziehung kein Profanbau in Europa den Vergleich mit der Ermitage aus. Die vielen großartigen Monolithen von dem herrlichsten Granit und dem gewähltesten Marmor, die Fußböden von Marmor und reichverziertem Holzmosaik, die mancherlei Obelisken, Candelaber, Vasen; die Tische von Jaspis, Lapislazuli und Malachit, die Tapeten von purpurrother Seide — alles dieses imponirt und ergänzt in würdiger Weise den Eindruck, welchen man bei Betrachtung der eigentlichen Kunstwerke empfängt.

Als erster Gründer der Gemäldesammlung ist Peter der Große zu

betrachten, der namentlich während seines Aufenthaltes in London viele der niederländischen Schule angehörenden Bilder kaufte. Unverhältnißmäßig bedeutendere Erwerbungen wurden indessen von der Kaiserin Katharina II. gemacht, welche jede Gelegenheit benutzte, gute Bilder zu kaufen; wobei außer der niederländischen auch die italienische, die französische und die spanische Schule ins Auge gefaßt wurden. Unter dieser und den folgenden Regierungen wurden mancherlei Sammlungen angekauft und so eine Gemäldegalerie zusammengebracht, welche nach Waagens Schätzung nur durch die Galerien von Paris, Dresden, Madrid und Florenz übertroffen wird, während sie denen von Wien, München und Berlin gleichgestellt werden darf. Es gehört die ungewöhnliche, durch viele Reisen und Studien erworbene Erfahrung Waagens dazu, den Vergleich unserer Sammlung mit andern so weit fortzuführen, daß er in Bezug auf die einzelnen Schulen Folgendes aufgestellt hat. Die glänzendste Seite der Ermitage ist die niederländische und deutsche Schule des 17. und 18. Jahrhunderts; so daß die Ermitage in Bildern von Rembrandt, van Dyl als Portraitmaler, Terburg, Koller u. A. unübertroffen dasteht. Mit den fünfzig Bildern von Bouverman können allein die Bouvermanschen Bilder in der Dresdner Galerie wetteifern. In der spanischen Schule wird die Ermitage nur von der Galerie von Madrid übertroffen, in der französischen nur von der Pariser. Die Ermitage ist die einzige Sammlung des Continents, welche Bilder aus der englischen Schule aufzuweisen hat, die russische Schule endlich ist dieser Sammlung ganz allein eigentümlich.

Mit demselben Fleiße, welchen Waagen anwendet, die Sammlungen mit einander zu vergleichen, geht er auf die Details bei Betrachtung der einzelnen Schulen und Bilder ein.

In der Ermitage stellt sich uns die Geschichte der Malerei in ihrer ganzen Ausdehnung dar: in einer andern Gestalt, welche hier seit nicht langer Zeit besteht, begegnen wir Episoden aus der neuesten Geschichte der Malerei. Wir meinen die „Permanente Kunstausstellung der Gesellschaft zur Anregung von Künstlern.“ Diese Gesellschaft vermittelt zwischen den Künstlern und dem Publikum, übernimmt den Verkauf alter und neuer Kunstwerke, sowie Bestellungen von Gemälden, Sculpturen u. s. f. macht die Werkstätten der Künstler einzelnen Kunstkennern und Mäcenaten zugänglich und giebt dem Publikum durch Ausstellung der neuesten Bilder

Gelegenheit sich mit manchen neuesten Schöpfungen einheimischer und ausländischer Künstler bekannt zu machen.

Die Geschichte der Malerei ist eine Geschichte der Stoffe. Die Perioden charakterisiren sich durch die Wahl der Objecte für die Malerei. Das Vorwiegen der Landschaftsmalerei auf allen Ausstellungen der neuesten Malerei, die bescheidene Rolle, mit welcher die Landschaft sich in solchen Sammlungen begnügt, welche, wie die Ermitage, ihren Schwerpunkt in frühern Perioden haben — sind historische Thatfachen und Zeugniß für die weite Kluft zwischen Sonst und Jetzt. Die ganze subjective Bewegtheit der Gegenwart spiegelt sich in der modernen Landschaftsmalerei; die modern-lyrische Stimmung begegnet uns in diesen Landschaftsbildern ebenso wie in den musikalischen Schöpfungen Mendelssohns, Schumanns, Chopins. Die moderne Malerei steht eben an der äußersten Grenze der bildenden Kunst und streift in das Gebiet der Musik und der Dichtung hinüber. In der landschaftlichen Natur wird der stimmungsvolle Wiederhall des persönlichen Lebens gefunden. Die Zeichnung tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Die Zerrissenheit, der Weltschmerz, das Zittern moderner Stimmungen und Verstimmungen — alles dieses stellt sich in der Vorliebe dar, mit welcher Wasser, Luft, Waldesdunkel und Bergeshöhen Gegenstand der Malerei geworden sind. Der unbedeutendste Schilfhalm „zittert und webt im ahnungsvollen Ganzen und scheint ein bedeutungsvolles Etwas sagen zu wollen“ (Vischer). Man flüchtet gern aus dem Gewühl der Städte, aus all' der Geschäftshitze in die einsame Natur. Dasjenige, was den Robinsonaden einen so unzählbaren Leserkreis verschaffte, was Rousseau's Gedanken einen so großen Reiz verlieh — die unermessliche Entfernung des modernen Menschen von der Natur — ist der Hauptgrund für die Popularität der Landschaftsbilder. Das bekannte „Beatus ille“ u. s. w. wird in Manchem noch bei Betrachten der Werke eines Calame, Aiwafowski u. A.

Die beiden letztgenannten Koryphäen der neuesten Malerei spielen bei manchen Ausstellungen hier eine hervorragende Rolle. So ist Calame durch einige herrliche Bilder auch in der „permanenten Ausstellung“ vertreten. Von Aiwafowski sind daselbst: „Jalta am Südufer der Krim“ und ein „Sturm auf der Reise“ ausgestellt. Wenn man diese bezaubernden Bilder mit gemaltem Wetter betrachtet, so begreift man, daß die Engländer nicht mit Unrecht es für keinen so strafbaren Verstoß halten, wenn vom Wetter gesprochen wird, oder wenn eine Correspondentin

Wilhelms v. Humboldt, wie er bemerkt, in jedem Briefe erwähnte, bei welchem Wetter derselbe geschrieben sei. So viel macht heutzutage die Stimmung und Feuchterleben bemerkt: „Man kann wohl Stimmungen haben, aber wehe dem, den die Stimmungen haben.“

Mitte October.

Wir haben außer den obigen Bemerkungen über die Ermitage noch von andern Fortschritten auf dem Gebiete der Ausstellungen zu berichten. So wird fortan das zoologische Museum der Akademie der Wissenschaften im Laufe des ganzen Jahres geöffnet sein. Die Bekanntmachung läßt erkennen, daß man beim Publikum eine fabelhafte Schaulust voraussetzt. Es ist nämlich die Veranstaltung getroffen worden, daß die Besucher beim Schweizer eine bezifferte Karte nehmen müssen, um die Zahl der Besucher zu erkennen und wenn dieselbe (incredibile dictu!) auf 1000 gestiegen ist, werden weitere Besucher nicht eher zugelassen, als bis ein Theil der früheren fortgegangen ist. So wünschenswerth es sein mag, daß die Zahl der Besucher aller Ausstellungen nach Tausenden gemessen würde, so unwahrscheinlich erscheint es, daß unser Publikum urplötzlich von einem solchen zoologischen Fanatismus ergriffen werden sollte. Uebrigens können wir allerdings um so mehr einer stärkern Frequenz des zoologischen Museums entgegensehen, als ein vor einigen Wochen erschienener gedruckter Katalog desselben das Interesse an den dort befindlichen Sammlungen zu erhöhen geeignet ist.

Ein allgemeineres und praktischeres Bedürfniß wird befriedigt durch das landwirthschaftliche Museum des Ministeriums der Reichsdomainen, welches fast täglich zu bestimmten Stunden geöffnet ist. Bestimmte Stunden sind festgesetzt, an denen von den Aufsehern des Museums die in demselben aufgestellten Gegenstände erläutert werden, und andere, an denen über einzelne Theile der Sammlungen eingehendere Vorträge gehalten werden. Auch bei dieser Anstalt bleibt es nicht bei der Belehrung, es werden auch geschäftliche Zwecke damit verbunden. Im Comptoir des Museums stehen Preisverzeichnisse und Kataloge russischer und ausländischer Fabriken von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen zur Einsicht offen und ebendasselbst erhält man Auskunft auf alle die Maschinen u. dgl. betreffende Fragen.

So vortrefflich solche Anstalten sind, so viel Gelegenheit geben sie zu erkennen, daß unsere Praxis in dieser Beziehung noch nicht allzulange

danert und daß wir noch viel zu lernen haben. Dies zeigt u. A. die landwirthschaftliche Ausstellung in Moskau, über welche man vielfach klagen hört. Sie wurde am 15. September, als noch sehr Vieles in der größten Unordnung und zum Theil noch nicht ausgepackt war, eröffnet. Seit mehr als einem Jahre hatte man die Programme versendet und mit hin wohl Zeit gehabt, alle die vorbereitenden Arbeiten zu vollenden und einen Plan für die Ausstellung der Gegenstände zu entwerfen. Im Plane aber ist, wie man meint, darin ein bedeutender Fehler begangen worden, daß man die Aufstellung der Gegenstände nach Gouvernements vorgenommen hat, während eine landwirthschaftliche Ausstellung für ganz Rußland süglich nach den Gegenständen und nicht nach Gouvernements hätte geordnet werden müssen. Nur in dem ersteren Falle hätte die Ausstellung über den Zustand jedes Wirthschaftszweiges in Rußland eine klare Vorstellung geben können und eine solche Uebersichtlichkeit ist ja wohl Hauptzweck und Hauptaufgabe solcher Ausstellungen. Bei der gegenwärtigen allerdings für die Ordnung vielleicht bequemeren Gruppierung erhält man für die einzelnen Gouvernements möglicherweise eine einigermaßen befriedigende Vorstellung von den Wirthschaftszweigen, aber zu diesem Zwecke bestehen ja eben die jährlichen wirthschaftlichen Ausstellungen in den einzelnen Gouvernements, welche jedesmal beschrieben werden. Dazu ist nicht einmal bei der Gruppierung der Gouvernements eine consequente Regel eingehalten worden, so daß z. B. das Gouvernement Archangel an zwei ganz weit auseinander liegenden Stellen vertreten ist. Eine solche Aufstellung erschwert die Thätigkeit der Experten ungemein, da es fast unmöglich ist zu vergleichen und sichere Urtheile zu fällen. Endlich war es ein sühlsbarer Uebelstand, daß noch mehrere Tage nach Eröffnung der Ausstellung ein Katalog fehlte. Die Besucher, welche anfangs 1 Rub. S. zahlen mußten, konnten, soweit sie nicht Leute vom Fach waren, nicht anders als unbefriedigt bleiben, da jede Erklärung mangelte.

Nicht nur in Bezug auf öffentliche Ausstellungen bessern sich die Verhältnisse unsrer Hauptstadt, sondern auch in anderer Beziehung. Die Communicationsmittel werden erträglicher. Die seit einigen Monaten eröffneten Pferdeeisenbahnen sind unentbehrlich geworden und die Frequenz auf denselben ist im Zunehmen. Man hört wohl noch von neuen Eisenbahnlinien innerhalb des Stadtgebiets, die im Plane seien, und jede Nachricht dieser Art muß mit Freude begrüßt werden. Außerdem sind in den letzten Wochen ein Paar neue Omnibuslinien entstanden und schon

bestehende haben ihren Tarif herabgesetzt. Bei dem sonstigen schlechten und theuern Fuhrwerk ist dies in der That ein großer Gewinn und es steht zu hoffen, daß auch die Unternehmer bei diesem sogenannten demokratischen Princip der Preisstellung gewinnen werden. Es kann Einem dabei die berühmte Postreform Rowland Hills in England im Jahre 1839 einfallen. — Die Fuhrwerke innerhalb einer Stadt sind nicht minder wichtig als die Eisenbahnen, welche Völker und Länder verbinden. Es geht damit ähnlich wie mit dem Binnenhandel. Wenn von Handel die Rede ist, so denkt Jeder zuerst an den auswärtigen Handel, während Jedermann aus den Büchern seines Haushalts sich davon überzeugen kann, daß der Umsatz von Erzeugnissen des Binnenhandels größer ist als der der eingeführten Waaren. Daher haben Städte wie Berlin und London in den letzten Zeiten eine so großartige Energie entfaltet, indem sie für Verkehrsmittel in der Stadt sorgten. Die Zahl der Droschken und Omnibusse steigt dort rasch und namentlich ein Blick nach London kann uns darüber belehren, was städtische Verkehrsmittel bedeuten. Die Eisenbahnen im Stadtbereich London haben etwa 60 Stationen und auf manchen Linien gehen die Züge in den kürzesten Intervallen, auf manchen Linien alle 7 Minuten. Tag und Nacht braust unterhalb Londons Zug auf Zug heran und davon. Bei solchem Steigen des Werthes der Zeit bedarf man freilich der elektrischen Uhren und der elektrischen Stadtposten, und so ist denn London vor Kurzem mit einem Drahtnetz übersponnen worden mit hundert telegraphischen Stadtpostbüreaus, in welchen die Depeschen aufgegeben und sofort befördert werden, so daß man die Antwort bisweilen nach einigen Minuten bereits eintreffen sieht. Die elektrotelegraphische Stadtpostcompagnie Londons erklärt täglich 10,000 Botschaften von jedem einzigen Bureau empfangen und versenden zu können. Freilich hat man auch einen Apparat, der 600 Buchstaben in der Minute leistet. Ferner bestehen in London ganze Bündel isolirter Drähte, welche einzeln an Privatleute vermietet werden. Alle namhaften Büreaus, Feuer-, Wasser-, Polizei- und Staatsbehörden und die Organe aller größeren Corporationen, wie alle größeren Geschäftsmänner stehen durch das ungeheure Drahtmaschenetz mit einander in Verbindung. (Unsere Tage, 63. Heft).

Doch muß man nicht allzuneidisch sein und — warten. Bei uns geht Manches langsamer wie im Westen, wie wir an unsern Droschkenreformen, Wasser- und Gasleitungen noch in den letzten Zeiten genugsam erfahren haben. Daß das Tempo accelerando geht, kann man trotzdem

an manchen andern Symptomen des VerkehrsweSENS erfahren z. B. an den neuerdings eingeführten Postmarken ins Ausland, an der Erleichterung der Versendung von Büchern u. A., worauf wir später einmal vielleicht zurückkommen werden.

Die Anklage auf Separatismus.

Michael Mikisforowitsch Ratkow ist ein großer Publicist, aber das Schächtros, das er seit zwei Jahren reitet, verrennt sich auch manchmal auf Holzwegen.

Ehedem hatte er ein anderes — von englischer Race, Namens „Self-government“, auch „Decentralisation“ genannt. Wir erinnern uns gern daran, mit wieviel Sachkenntniß und wissenschaftlichem Ernst der von Ratkow redigirte „Russki Westnik“ jahrelang dieses große Princip seinen Lesern verständlich zu machen bemüht war. Und konnte es auch ein berechtigteres geben gegenüber dem polyphenartig wuchernden Bürokratismus, welcher, wie die meisten übrigen Staaten des europäischen Continents, so auch Rußland mit der Macht eines unabwendbaren Fatums erfaßt zu haben scheint? — Aber Michael Mikisforowitsch machte nicht viel Glück mit seiner Doctrin; es blühte gerade damals eine andere, mit dem Reize des verbotenen Mysteriums ausgestattete, nur auf Schleichwegen importirte, aber von dem Publikum gierig verschlungene Weisheit: der alle Realität überfliegende, die extremsten Zukunftspbantasten des Westens unvermittelt auf Rußland übertragende und nöthigen Falles durch die Beile vermittelnde Socialismus eines Alexander Herzen. Wenn der „Russki Westnik“ dennoch eine der gelesensten Zeitschriften Rußlands wurde, so war das ein succès d'estime in Folge der anderweitigen guten Eigenschaften desselben; ans Herz der Nation zu greifen blieb die Geschichte vom Self-government ohnmächtig.

Was aber geschah weiter? Die fast revolutionäre Werdelust des russischen Nationalgeistes führte zu den kritischen Symptomen der Jahre 1861 und 1862: den Studentenkravallen und der Auflösung der St. Petersburger Universität; den Feuersbrünsten in der Residenz, in denen man ein politisches Verbrechen vermuthete; den von unsichtbaren Händen verbreiteten Proclamationen wahrhaft tollhändlerischen Inhalts. Michael Nikiforowitsch ist ein viel zu positiver Kopf, als daß er nicht die Hohlheit dieses ganzen Wesens von Haus aus hätte einsehen sollen; den richtigen Moment ergreifend, eröffnete er eine Polemik gegen den in London sitzenden Obersten aller destructiven russischen Geister. Das Ueberraschendste und Wirkksamste aber war die Möglichkeit einer solchen Polemik überhaupt, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, denn bis dahin hatte der Name Herzen in Rußland gar nicht gedruckt werden dürfen; auch geschah es, wie Katkow selbst uns kürzlich erzählt hat, daß der Censor, welcher seinen ersten Artikel gegen Herzen durchgelassen, „bald darnach eine anderweitige amtliche Verwendung erhielt“. Indessen, die Bahn war gebrochen, mit dem Mysterium schwand auch der Zauber und bald fand das bezügliche Verdienst des „Russki Westnik“ die gebührende Anerkennung, sowol in den weiteren Kreisen des russischen Publikums als auch in denjenigen engeren, welche die erwähnte anderweitige Verwendung des Censors zunächst — gebilligt haben mögen. — Doch noch weiter sollte Michael Nikiforowitsch es bringen. Der turbulente polnische Adel hatte unterdessen eine wirkliche, bewaffnete Revolution in Scene gesetzt; nichts vergessen und nichts lernen lönnend, träumte er von einer Wiederherstellung innerhalb der Grenzen vor 1772 (also Kurland miteinbegriffen). Durch diese Präntensionen mußte das russische Nationalgefühl auf's tiefste beleidigt werden, aber das Organ, in welchem es zu seinem adäquaten Ausdruck gekommen wäre, fehlte ihm noch. Denn, von Herzen gar nicht zu reden, der immer mit den Polen conspirirt hatte und gegenwärtig zu einem Scribenten bloß im polnischen Interesse herabgekommen ist, so hatten sich auch die Slavophilen und fast alle übrigen literarischen Gruppen zu tief in das Nationalitäts-, d. h. Racenprincip eingelassen; die Slavicität der Polen war für sie das überwiegende Moment und sie konnten sich nicht entschließen, ihnen mit demselben herzlichen Haffe zu vergelten, den Jene dem „Roskal“ geschworen haben. Wiederum war Katkow geschiedter als die Andern; mit Entschiedenheit stellte er sich auf den rein politischen Standpunkt, die Feinde des Staates waren ihm einfach Feinde, gleichviel ob nach Schafariks „Narodopis“ zur slavischen

Völkersfamilie gezählt oder nicht; nicht „slavisch“ sondern „russisch“ ist ihm heilig; mit dem ersteren dieser beiden Worte macht er gar keinen Staat — ebenso wenig als mit dem bei Anderen so beliebten vorpētrinschen Alterthum. Dagegen hat er es sich angelegen sein lassen, gleichsam den Geist von 1812 wieder heraufzubeschwören, d. h. den mit dem Staate, seiner Macht und seinen Grenzen sich identisch fühlenden und vor allem zur Abwehr gerüsteten Nationalgeist. Das war ein zündender Funke, und so wurde Katkow der russische Publicist par excellence, besonders seitdem er auch die Redaction der Moskauer Ztg. an sich gebracht hatte und durch die Einmischung der auswärtigen Mächte in die polnische Angelegenheit seinem patriotischen Eifer ein noch dankbareres Feld gegeben wurde.

Als nun die kränkenden Einschüchterungsversuche der fremden Staaten abgeschlagen waren und es mit dem polnischen Aufstande zur Reize ging — Dank der muthigen Haltung der auswärtigen Politik Rußlands und Dank gewiß auch der das russische Nationalgefühl zu einer achtunggebietenden Macht anschwellenden Moskauer Ztg. — da hatte Michael Mikiforowitsch den geistreichen Gedanken, die bisher mit ebensoviel Recht als Glück verfochtene These zu generalisiren. Freilich, abgesehen von den Polen war in dem Reiche, das ein Siebentel des Erdbodens einnimmt, kaum etwas zu finden, das auch nur dem Schatten von Revolution und Hochverrath ähnlich gesehen hätte, aber — giebt es nicht Ukrainophilen, die eine Monatschrift und noch andere Bücher in ihrem Patois herausgeben? — und Finnland, das nur in dem Verhältniß der Personalunion zu Rußland zu stehen vermeint? — und die Kur- u. Est-Livländer, die auch irgend welche aparte Institutionen haben und werth halten? — wie wäre es, wenn man diese Alle mit den Polen zusammen einem höhern Begriffe unterstellte? — das Nationalgefühl, die Begeisterung für die Größe und Einheit des Staates ist gerade mächtig angeregt, es läßt sich darauf speculiren — der gesuchte höhere Begriff ist auch leicht gefunden, man benenne ihn z. B. Individuationstrieb, Befonderungstreben, Separatismus, und so wird sich das Instrument, auf welchem man sich so vortrefflich eingeübt hat, noch eine Weile lang fortspielen lassen!

Oder vielmehr, das einmal ausgezogene Instrument spielt von selbst fort. Denn die Dinge sind mächtiger als die Menschen, „man glaubt zu schieben und man wird geschoben.“ Auch in dem Kopfe eines gewesenen Professors der Philosophie (das ist Katkow) giebt es unbewußte Acte der Ideenassociation oder des Generalisirens von Begriffen. „Separatismus“ ist nun einmal

das oberste Denkprincip des gewesenen Philosophen geworden, er steht ihn überall und verfolgt ihn unter allen Gestalten. Man nehme der Mosk. Ztg. diese ihre Specialität, und sie wird wie eine andere russische Zeitung; es ist nur natürlich, daß sie die Idee, welche ihr eine hervorragende Bedeutung gegeben hat, instinctiv festzuhalten sucht, selbst bis dieselbe zur fixen Idee ausartet. —

Nachdem das finnländische Thema, über dessen Grund oder Ungrund wir uns jedes Urtheils enthalten, erschöpft war, glückte es der Mosk. Ztg., eine „livländische Frage“ in Scene zu setzen, und sie hat dieselbe seitdem bei verschiedenen Anlässen schon von mehreren Seiten angegriffen, immer mit derselben Conclusion auf „Separatismus“ und, wie man uns sagt, immer mit dem größten Effect bei dem russischen Publikum. Noch fernerer Variationen müssen wir gewärtig sein, und zwar unsererseits, was wir auch sagen oder thun mögen, in fast wechloser Lage dastehend. Wer auf „Separatismus“ anklagt, also als Anwalt des patriotischen Hauptinteresses der Nation auftritt, wird vor dem Forum des russischen Nationalgefühls von vornherein Recht haben und der die wirkliche Sachlage kennende Kur-Est-Livländer gewöhnt sich schon immer mehr daran, der anschwellenden Fluth der großrussischen öffentlichen Meinung nichts als einen indianischen Stoicismus entgegenzusetzen zu können. Und so möchten auch wir — bei diesem Punkte der Betrachtung angekommen — die Feder schon gern wieder aus der Hand legen, wenn wir uns nicht versucht fänden, eine berichtigte Begriffsbestimmung dessen, was den Gegnern als „Separatismus“ erscheint, zu geben und dadurch die Sache an der Wurzel zu fassen — immerhin auch dabei, hinsichtlich der Wirkung über die Provinzialgrenzen hinaus, uns keinerlei Illusionen machend.

Was ist der wesentliche Unterschied der hiesigen Verfassungs- und Verwaltungsformen von denen der großrussischen Gouvernements? — Etwa der, daß es hier, im Lande der mittelalterlichen Trümmer und polnisch-schwedischen Findlingsblöcke, mehr Rechtsungleichheiten, Privilegien und corporative Ausschließlichkeiten giebt als drüben, in jener großen Ebene, die für alle beliebigen Neubauten fast unbeengten Spielraum zu bieten scheint? — So ist es freilich, leider so ist es! Wir haben es nicht verstanden, das Feld rechtzeitig von den hinderlichen Trümmerstücken zu reinigen und müssen es jetzt büßen. Aber die Sache hat auch noch eine andere Seite, deren Erläuterung an die folgende, vor einiger Zeit in Petersburg courfirende Anekdote angeknüpft werden mag.

Als die neue Provinzialordnung (земскія учрежденія) veröffentlicht wurde, unternimmt es der Czar, irgend eines großrussischen Gouvernements einer Gesellschaft von Edelleuten den Zweck und Sinn dieser großen Reform zu erklären; da er unter Anderem darauf zu reden kommt, daß den neuen Delegirtenversammlungen das Recht zustehen werde, in allen das Interesse des Kreises oder Gouvernements betreffenden Angelegenheiten „Projecte“ auszuarbeiten und bei der Regierung einzureichen, da erheben sich mehrere der Zuhörer entrüstet: „wie? noch Projecte sollen wir machen? wozu sind denn die Staatsbeamten da?“ — Jeder, der Rußland kennt, wird zugeben, daß diese Geschichte wenigstens wahr sein kann, und wie unmöglich wäre sie in den Ostseeprovinzen! Wo irgend unseren Corporationen, mögen sie aus Edelleuten, Kaufleuten oder Handwerkern bestehen, das Recht der Initiative bei der Gesetzgebung zusteht, da wahren sie es als ihren kostbarsten Schatz, und wo irgend ihnen von der Regierung die Gelegenheit, mitzurathen, gewährt wird, da ergreifen sie dieselbe dankbar und eifrig. Und wie bei der Gesetzgebung, ebenso ist es in der Praxis der Rechtspflege und Verwaltung. Es ist eine von der russischen Publicistik selbst oft genug erhobene Klage, daß die durch die Constitution Katharina's geschaffenen Adelsversammlungen die ihnen verliehenen ansehnlichen Rechte nur schlecht oder gar nicht zu nutzen verstanden haben, und in Bezug auf die demnächst in's Leben tretende neue Provinzialordnung ist auch schon die Besürchtung laut geworden, daß in vielen Gouvernements das geschenkte schöne Gefäß vor der Hand ziemlich inhaltslos bleiben werde, während bei uns der von innen herauswachsende Trieb der Selbstverwaltung nicht nur die gegebenen Formen auszufüllen pflegt, sondern auch nicht selten durch dieselben sich noch beengt fühlt. Um sich den ganzen Unterschied an einem Beispiele anschaulich zu machen, denke man nur an unsere provinziellen Bodencreditbanken, die schon seit dem Anfang des Jahrhunderts bestehen, ohne alle Staatscontrole immer ordentlich und einsichtig verwaltet wurden und höchst wohlthätig gewirkt haben, und sehe dann zu, wie bei den Gutsbesitzern aller übrigen Gouvernements das Ding auf keine Weise an schlagen will, soviel Mühe sich auch die Regierung seit einigen Jahren darum giebt. Aehnliche gemeinnützige Institute aber, die ohne Zuthun des Staates von unseren politischen Corporationen oder von den betreffenden Gesellschaftsgruppen selbst, je mit größerem oder geringerem Erfolge, immer aber in der zuverlässigsten Weise und mit den geringsten Verwaltungskosten besorgt werden, haben wir noch viele (Riga-

ſches Börsencomité, Polytechnicum, ritterschaftliche Oberlandſchulbehörde, Hagelverſicherungsverein, Brieſpoſtorganisation des Wendſchen Kreiſes u. ſ. w.) und überhaupt iſt zu ſagen, daß bei uns die Summe der gratis verrichteten Staatsarbeit größer iſt, nicht nur als im übrigen Rußland, ſondern auch als in vielen Ländern des Weſtens, ſo daß noch unlängſt ein preußiſcher Landrath, der als Schriftſteller über Agrarſachen namhaft iſt, ein Buch geſchrieben hat *) in welchem er als die entgegengeſetzten Pole der modernen Staatsentwicklung Frankreich und Kurland einander gegenüberſtellt erſteres als das klaſſiſche Beiſpiel der böſen Centraliſation, letzteres als das nicht minder vollkommene Muſter der guten Selbſtverwaltung. Das iſt freilich eine lächerliche Uebertreibung und für Kurland zuviel Ehre**), aber doch auch, deductis deducendis, ein ſchätzbares Zeugniß. — Und nun! nehmen wir dagegen ein beliebiges großruſſiſches Gouvernement: wenn da einmal von einer gemeinnützigen Einrichtung die Rede iſt, welche die Geſellſchaft von ſich aus beſorgen ſoll, ſo fehlt es bald an jener Geduld und Mühseligkeit, die auch die Kleinheit der Anfänge nicht verſchmäht, bald an gegenseitigem Zutrauen, und niemand hat Luſt das Werk anzugreifen; kommt es aber dennoch zu Stande, ſo pflegt es ſich, glücklichſten Falles, über kurz oder lang in eine Staatsanſtalt zu verwandeln. Anders als vermittelt der bezahlten, durch die Ausſicht auf Rang und Orden und durch die Stufenreihe der Controlle zuſammengehaltenen Beamtenhierarchie geht dort nun einmal faſt gar nichts. Was Wunder, wenn denn auch durch das Geſetz ſelbſt (ſ. Provinzialgeſetzbuch für die Oſtſee-gouvernements) die Grenzen unſerer ſtändiſchen Berechtigung an der Geſetzgebung und Verwaltung weiter geſteckt ſind als die der Adelsverſammlungen und Stadträthe nach der Conſtitution Katharina's und auch als die der repräſentativen Körperschaften nach der neuen Provinzialordnung! Bei Abfaſſung der letzteren in noch liberalerer Weiſe vorzugehen, als die Staatsregierung ſchon gethan hat, wird ihr in Berücksichtigung des gegebenen Sitten- und Bildungsmaterials eben als unmöglich erſchienen ſein.

*) Lavergne-Beguillen, Socialpolitiſche Studien. Berlin 1863.

**) Was würde dieſer Lobredner der neben- und ehrenamtlichen Staatsarbeit erſt geſagt haben, wenn er auch nach Eſtland gekommen wäre und geſehen hätte, wie dort der Hafengerichter ſein Amt nicht nur gratis bekleidete, ſondern noch für Beſoldung des Notärs, Kanzleimaterialien u. ſ. w. eine jährliche Zubuße von 500—700 Rbl. zu tragen hatte?

Wir wollen uns hüten, nach dem Beispiel einiger unserer Gegner die Gerechtigkeit weniger zu lieben als den rhetorischen Effect und haben daher folgende Zwischenrede einzuschleiben. — Nicht dem russischen Volke im engeren Sinne des Wortes ist die Unfähigkeit zur Selbstverwaltung vorzuwerfen; ganz im Gegentheil! — der russische Bauer, wenigstens der großrussische, versteht sich darauf vorzüglich, und das Emancipationswerk vom 19. Februar 1861 hat dieser seiner Fähigkeit gebührende Rechnung getragen: die gegenwärtige russische Gemeindeordnung ist so liberal, daß die parallelen Bestimmungen unsrer baltischen Bauergesetzbücher dagegen in tiefem Schatten zu stehen kommen. (Eine neue Gemeindeordnung ist eines unserer dringendsten Bedürfnisse). Auch die aus dem Bauernstande sich rekrutirende städtische Arbeiterklasse in Rußland zeigt bekanntlich einen bewundernswürdigen Associations- und Selbstverwaltungsgeist, und wir wissen endlich auch, daß in den letzten Jahren hie und da unter dem russischen Adel ein neuer Geist sich zu regen begonnen hat, der Geist eines auch den localen Aufgaben sich zuwendenden Patriotismus. Aber alle diese Erscheinungen bilden erst elementare Anfänge zu dem, was bei uns eingelebt und alltäglich ist, und niemand wahrlich kann diesem Anfange mit mehr Wärme einen glücklichen Fortgang wünschen als gerade wir Ostseeprovinzale; denn erst wenn es dem richtig verstandenen Princip der localen Selbstverwaltung — einer möglichen Uebertreibung desselben würden auch wir nicht das Wort reden — gelingen sollte, im ganzen Reich sich zu consolidiren, erst dann würden wir davor gesichert sein, um seinetwillen des „Separatismus“ verklagt zu werden.

Denn das eben ist's, das ist der den Anklägern unverständliche Kern der Sache! Nicht um den „status in statu“ (wie gewisse Gegner sich ausdrücken) handelt es sich in dieser Frage, sondern nur um ein gewisses Maß von communaler und provinzialer Selbstverwaltung — im Gegensatz zu einem bis in die letzte Peripherie des Staatsorganismus durchsickern wollenden Bürokratismus.

Der Trieb nach Selbstverwaltung ist's, der jedem Kur-Öst-Blivländer im Blute steckt und mit seinen Nerven verwachsen ist, auch wenn der wahre Begriff der Sache ihm nicht zu klarem Bewußtsein gekommen sein sollte. Wenn er z. B. das veraltete, wirthschaftlich schädliche und dem modernen Rechtsbewußtsein hassenswerthe Corporations- und Privilegienwesen für etwas an sich Werthvolles hält, so ist das nur eine traditionelle Maske, in welche sich ihm jener edle Trieb verkleidet hat. Und wenn so Vielen

von uns das positive Staatsrecht, das Recht der Tractaten und Capitulationen die letzte Grenze ihres Denkens ist, so ist das wiederum nur ein mit schon habituell gewordener Handbewegung vorgehaltener Schild, eine Verwechslung des schützenden Schildes mit dem zu hütenden Schatze. Wenn einst keine Mosk. Ztg. mehr den Reid gegen uns aufzustacheln bemüht sein wird, dann werden auch die erwähnten Masken um so weniger Existenzgrund haben; aber auch umgekehrt! je entschiedener wir unsrerseits den wesentlichen Gehalt von den unwesentlichen Formen zu unterscheiden uns entschließen, desto bessere Aussicht werden wir haben, den ersteren nach seiner wahren Bedeutung gewürdigt und uns freundlich gegönnt zu sehen.

Der centralisirende Staatsabsolutismus mit der aus ihm sich ergebenden Bürokratie war einst der Rettungsact der Menschheit aus dem unleidlich gewordenen Bunde des Feudalismus. Seitdem bis auf den heutigen Tag hat die neue Staatsform Zeit gehabt, nicht nur ihre guten Früchte zu tragen, sondern auch einige minder gute. Gerade als die Zukünftigen möchten wir nun die von der Geschichte gezogenen Lehren für uns nutzbar machen und, gleichsam zwischen Scylla und Charybdis durchschiffend, einerseits die nothwendig gewordenen Negationen vollziehen, ohne andererseits das bei uns noch lebendige Wesen der communalen und provinziellen Selbstverwaltung zu opfern. Das ist unsere „eigenthümliche“ Aufgabe, um deren Lösung der Herausgeber des „Russki Westnik“, der ehemalige Vorkämpfer des Selbstverwaltungsprinzips für Rußland, leider — kein Verdienst hat haben wollen.

Einige außer dem obigen Zusammenhange stehende Bemerkungen, die wir längst gegen die Mosk. Ztg. auf dem Herzen haben, mögen noch bei dieser Gelegenheit angebracht werden. —

Unter den Symptomen unseres „Separatismus“ steht der Moskauer Zeitung der angebliche Unionismus der drei Ostseeprovinzen in erster Reihe; angenommen nun, diese Provinzen gingen in ihrem Unionsbestreben bis zur äußersten denkbaren Grenze d. h. sie wünschten zu einem Gouvernement gemacht zu werden — was wäre denn daran das Gefährliche? Würde diese neugeschaffene administrative Einheit an Flächenausdehnung und Volkszahl das übliche Maß der Gouvernements im russischen Reiche etwa in bedenklicher Weise überschreiten? Man nehme folgende statistische Data!

Wenn man alle Gouvernements und Districte des europäischen Rußland nach der Volksmenge unter einander stellt, so nimmt Livland in dieser Reihe die 38-ste Stelle ein, Kurland die 45-ste, Estland die 48-ste, und nur Olonez und Archangel haben eine noch geringere Bevölkerung als Estland. Nach dem Flächenraum aber gestellt, kommen Kurland und Estland, als die kleinsten von allen, ganz ans Ende zu stehen, während Livland die 34-ste Stelle einnimmt. — Denkt man sich Kur=Est-Livland zu einem Gouvernement zusammengefaßt, so gäbe es immer noch 8 andere Gouvernements (Wiatka, Perm, Drenburg, Kiew, Poltawa, Tambow, Woronesch, Kursk), deren jedes eine größere Einwohnerzahl aufzuweisen hätte, und 11 Gouvernements oder Districte, welche an Flächenausdehnung voranständen.

Wenn aber nicht in der Größe des vorausgesetzten Complexes, worin sonst soll denn die Gefahr bestehen? Nun aber kommt hinzu, daß man noch gar nicht in Kur=Est-Livland die Verschmelzung zu einem Gouvernement gewünscht hat, vielmehr nur an eine gemeinsame oder doch parallel gehende Behandlung der meisten diese Provinzen betreffenden Angelegenheiten von Seiten der Staatsregierung gewöhnt ist, dieselbe beibehalten zu sehen wünscht und dadurch zu immer größerer Ausgleihung der Institutionen zu gelangen hofft. Die Mosk. Ztg. freilich wußte nichts von einem solchen ausgleichenden Verfahren der Regierung. Durch die Rigasche Zeitung wird sie jetzt eines Besseren belehrt sein; die betreffenden Argumente brauchen also hier nicht wiederholt zu werden. Warum denn, fragt es sich, sollte man auch mit Fleiß darauf aus sein, z. B. die Gemeindeordnungen in Liv- und Kurland verschieden zu machen und den Letten, sobald er die Düna überschreitet, auf möglichst unähnliche Einrichtungen stoßen zu lassen? Da müßte doch aller Menschenverstand aufhören!

Doch die Mosk. Ztg. denkt bei ihrer Perhorrescirung des baltischen Unionismus unter Anderem auch an den „vereinigten Landtag“, welches Wort sie von der Dorpater „Pythia“ vernommen hat. Wir könnten ihr sagen, welche besondere Bewandniß es damit hat. Jenes der Mosk. Ztg. unwillkommen-willkommene Wort ist unter uns überhaupt erst zu Anfang des Jahres 1862 angekommen; aber wahrlich, es ist schon damals wenig Ernst damit gewesen. Aus der nämlichen Zeit existirt auch ein in Leipzig gedruckter angeblicher Brief eines Kurländers aus Belgien, welcher dasselbe Thema weiter ausgesponnen hat und insofern nicht uninteressant ist, als er den Entstehungsgrund dieser Chimäre offenbart; denn in der That ist sie nur in Beziehung, respective im Gegensatz zu den noch viel extra-

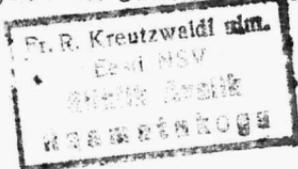
vaganteren Ideen, die um jene Zeit in russischen Köpfen umgingen, als entstanden zu denken. Das schnell wieder vergessene Wort tauchte später nur einmal noch im Dorpater Tagesblatt auf, bei Gelegenheit einer der künstlichen und oft sehr kühnen Constructions, wie eben die „Pythia“ sie liebte, — und dort hat, wie gesagt, die Mosk. Ztg. es aufgefangen, um so heterogene Dinge, wie diesen, doch nur bei einer Verschmelzung der drei Gouvernements in ein einziges denkbaren, also sehr unpraktischen „vereinigten Landtag“ und unsere sehr reale und sehr legale Centraljustiz-commission in einen Topf zu werfen. Mit demselben Rechte könnte man etwa auch dem gegenwärtigen russischen Publikum allen 1861 und 1862 bei ihm umgegangenen „Schwindel“ anrechnen: das ist eine Erwägung, welcher die Mosk. Ztg. sich nicht entziehen möge, wenn sie je wieder auf den „vereinigten Landtag“ zurückkommen sollte. Wie dem aber auch sei: weder in diesem Punkte, noch in irgend einem andern bekennen wir uns jenes „Separatismus,“ womit man den Löwen des russischen Nationalgefühls weckt, schuldig. Denn, um es nochmals zu sagen, unsere angeblich „separatistischen“ Tendenzen sind nichts als der Trieb nach derjenigen localen Selbstthätigkeit, die nach der Erfahrung aller Länder und Jahrhunderte auch für das Staatsganze nur heilsam sein kann. Ueber die mit dieser unserer Hauptangelegenheit sich complicirende Sprachen- und Religionsfrage hat sich die Balt. Monatschr. schon im Maiheft d. J. deutlich genug ausgesprochen, als über Schwierigkeiten, die eine tolerante Gesetzgebung, im Verein mit der fortschreitenden Bildung der Völker, einst glücklich zu lösen berufen ist. Wenn dagegen die Mosk. Ztg. ihre Klage über Auseinanderfallen des Reiches auch durch uns zu exemplificiren sich berechtigt glaubt, so ist darauf immer und immer zu erwiedern: wir Kur- und Ost-Livländer rühmen uns ein nicht unwichtiger Theil des Reiches zu sein, wir tragen seine Lasten gleich den Uebrigen (und vielleicht sogar in vorzüglichem Maße), wir haben seine Schlachten mitgeschlagen (und wahrlich nicht als die Schlechtesten), Riga hat 1812 gebrannt wie Moskau — und wir sind entschlossen, die Einsicht in die bleibende geschichtliche Nothwendigkeit dieses Verhältnisses uns nicht verbittern zu lassen, wie sehr man es auch darauf anlege!

Redacteurs:

Th. Böttcher.

H. Falkin.

G. Bertholz.



- Scherzer, K. v., Aus dem Natur- und Völkerverleben im tropischen Amerika 2 R. 50 R.
 Schmidt, Rob., Die Locomobile mit besonderer Rücksicht auf ihren ökonomischen und
 sicheren Betrieb. Mit Abb. 1 R. 90 R.
 Schmidt, Julian, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf
 Lessings Tod. 1681—1781. 2 Bde. 10 R. 80 R.
 Schröder, J. F., Das Wiederaufblühen der klassischen Studien in Deutschland im 15.
 u. zu Anfang des 16. Jahrh. u. welche Männer es befördert haben 1 R. 70 R.
 Schulz-Schulzenstein. Ueber Pflanzenernährung, Bodenerschöpfung und Bodenbereiche-
 rung 70 R.
 Schulz, C. G., Die Buchführung für den Landwirth 1 R. 57 R.
 Weidenhammer, Die landwirthschaftliche Thierzucht, als Argument der Darwin'schen
 Theorie 38 R.
 Ziethe, Juliane von Krüdener 40 R.
 Ziller, L., Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. I. Abthl. 2 R. 20 R.
 Bunge, F. G. v., Entwurf einer Ordnung des gerichtlichen Verfahrens in Civilrechts-
 sachen für Liv-, Est- und Kurland. 1. 2. Esg. à 90 R.
 — — Entwurf einer Grund- und Hypothekenordnung für Liv-, Est- und Kurland.
 Beilage zu Obigem 40 R.
 Bonnet, Bethanien, Betrachtungen über Krankheit, Tod u. Auferstehung des Lazarus 50 R.
 Conrad, Liebigs Ansicht von der Bodenerschöpfung und ihre geschichtliche, statistische und
 national-ökonomische Begründung kritisch geprüft 76 R.
 Rigascher Almanach für 1865. Mit 4 Original-Steindruck. (Portr. des General-
 Gouverneur W. Baron v. Kieven und des Civil-Gouverneur A. v. Dettlingen
 und 2 Ansichten) 60 R.
 Nathusius, W. v., Bemerkungen über die Gestalt und die Dimensionen des Wollhaars
 der Schafe und die Methoden sie zu bestimmen 1 R.
 Tabelle zur Berechnung des wasserfreien Alkohol für Branntweinbrennereien und Anstal-
 ten, in denen Spiritus verarbeitet wird. Reval 1864 70 R.
 Kierkegaard, Christenthum und Kirche. „Die Gegenwart.“ Ein ernstes Wort an unsere
 Zeit 1 R. 40 R.
 Kurz, G., Bibel und Astronomie nebst Zugaben verwandten Inhalts. 5. Aufl. 2 R. 80 R.

Soeben erschien und wird auf Verlangen gratis ausgegeben:

Bibliotheca medico-chirurgica.

XIV. Verzeichniss von Büchern zu herabgesetzten sehr billigen Preisen,
 vorrätig auf dem

antiquarischen Bücherlager von

N. KYMMEL in Riga.

(circ. 1500 Werke über Medicin, grösstentheils geb., zu sehr billigen Preisen.)

In Kurzem erscheint und steht gratis zu Diensten:

Inländische Bibliographie.

XIII. Verzeichniss von Büchern zu herabgesetzten sehr billigen Preisen.

circ. 3000 Werke über die Geschichte, Geographie, Statistik, naturwissenschaftlichen und öko-
 nomischen Verhältnisse, sowie über die sprachliche und belletristische Literatur des Inlands,
 mit Einschluß sämmtlicher im Inlande erschienen. Schriften, die sich vorrätig befinden auf dem

antiquarischen Lager von N. Kymmel.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 31. October 1864.

Druck der Civl. Gouvernements-Topographie.

Inhalt.

Italien, von Victor Hehn	Seite 277.
Cagliostro in Mitau, von J. Eckardt	" 324.
St. Petersburger Correspondenz	" 343.
Die Anklage auf Separatismus	" 353.

Die „Baltische Monatschrift“ erscheint jeden Monat in einem Hefte von sechs Bogen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 K., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. 5.

Im Auslande ist die Monatschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.